Griechiſche Proſaiker

in

neuen Ueberſetzungen.

Herausgegeben

von

C. N. v. Oſiander, Prälaten zu Stuttgart,

und

G. Schwab, Ober-Conſiſtorial- und Studienrath zu Stuttgart.

Zweihunderteinundſiebenzigſtes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.

1856.

Plutarch's Werke.

Fünfunddreißigstes Bändchen.

II.

Moralische Schriften.

Sechszehntes Bändchen,

übersetzt

von

Dr. H. Reichardt.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1856.

Viertes Buch.

Vorrede.

Lieber Sossius Senekio! Wenn Polybius dem Scipio Africanus rathet, nicht eher das Forum zu verlassen, bis er sich Jemand zum Freunde gemacht habe, so darf man darunter nicht streng und pedantisch solch' einen zuverläßigen und unwandelbaren Freund verstehen, sondern nur, was man in der gewöhnlichen Sprache „zugethan" nennt, wie auch Dikäarchus der Meinung war, man müsse sich Jedermann geneigt zu machen suchen, aber nur die Guten zu Freunden wählen; denn die Freundschaft wird nach längerer Zeit und durch geistige Vorzüge erworben, die Zuneigung dagegen können bürgerfreundliche Männer durch Umgang, Gespräch und Scherze gewinnen, wenn sie die Gelegenheit ergreifen, welche zu einer freundlichen und artigen Ansprache paßt. Aber sieh' wohl zu, ob nicht jener Rath nicht blos für das Forum, sondern auch für ein Trinkgelage paßt, in der Weise nämlich, daß man nicht eher aufbrechen solle, als bis man sich die Zuneigung oder Freundschaft eines Tischgenossen oder sonst eines Gastes erworben habe. Denn auf den Markt geht man wegen anderer Geschäfte und Bedürfnisse, zu einem Gastmahl aber kommen

wenigstens die Verständigen in der Absicht, nicht blos alte Freunde zu erfreuen, sondern auch neue zu gewinnen; denn so gemein und pöbelhaft es wäre, wenn man etwas Anderes von dort mitzunehmen suchte, so angenehm und ehrenwerth ist es, mit dem Besitze weiterer Freunde heimzugehen; dagegen Der, welcher Dieses aus der Acht läßt, macht sich selbst die Gesellschaft unerfreulich und erfolglos und geht fort als Einer, der nur mit dem Magen und nicht mit der Seele bei Tische war. Denn der Tischgenosse kömmt nicht blos als Genosse für die Zukost und den Wein und den Nachtisch, sondern auch für die Unterhaltung, und für Scherz und Fröhlichkeit, die in Zuneigung übergehen. Die Ringer zwar brauchen Staub zum Anfassen und Schleifen, für das freundschaftliche Anfassen aber bietet der Wein in Verbindung mit dem Gespräche die beste Handhabe, denn die Unterhaltung theilt dem Weine Leutseligkeit und Sittsamkeit mit und führt ihn aus dem Körper der Seele zu und verbindet ihn mit dieser; wo nicht, so verbreitet er sich im Körper und macht uns Nichts als Ueberfüllung. Wie daher der Abfall des Marmors *) durch seine Kühlung dem glühenden Eisen seine übermäßige Weichheit und Flüssigkeit nimmt und dasselbe aus dem Zustande der Erweichung in eine feste Gestalt bringt, so läßt auch die Unterhaltung beim Gelage die Trinker nicht gänzlich dem Weine verfallen, sondern hält sie zurück und führt ihrer Ausgelassenheit die Heiterkeit und Güte und Wohlgefälligkeit zu, wenn man sie zur rechten Zeit erfaßt, wo sie durch den Wein so erweicht sind, daß sie gleichsam wie von dem Siegel der Freundschaft jeden Eindruck leicht annehmen.

*) Beim Behauen.

Erste Frage:

Ist die vielfache Speise leichter zu verdauen als die einfache?

1. Dieses vierte Zehnd von Tischreden beginnt mit der Frage von der mannigfaltigen Speise. Als wir nämlich zu dem Elaphebolienfest*) nach Hyampolis** kamen, gab uns der Arzt Philo, offenbar aus irgend einer Absicht, einen großartigen Schmaus. Als er nun sah, daß Philinus mit seinem kleinen Sohne nur Brod speiste, und Nichts weiter verlangte, rief er: also das ist der Sinn des Sprüchworts:

Auf dem Steinfeld sie kämpften und konnten die Steine nicht heben,

und sprang mit diesen Worten von seinem Sitze auf, um ihnen Zukost zu holen, und kam dann nach geraumer Zeit wieder zurück und brachte ihnen getrocknete Feigen und Käse. Als ich nun bemerkte, so gehe es gewöhnlich, wenn man so viel Ueberflüssiges und Kostbares auftische, daß man dann das Nothwendige und Zugehörige übersehe und entbehre, erwiderte Philon: ich habe nicht daran gedacht, daß Philinus uns einen Sostratus aufzieht, welcher sein ganzes Leben hindurch nichts Anderes als Milch getrunken oder gegessen haben soll. Doch dieser hat wahrscheinlich erst in Folge einer vorangegangenen Aenderung***) jene Lebensweise angefangen, unsern Sostratus aber zieht dieser Cheiron als Gegenstück des Achilleus auf, und bestätigt dadurch, daß er ihn gleich von seiner Geburt an nur mit unblutigen

*) Jagdfest der Artemis.
**) Stadt in Phokis.
***) D. h. nachdem er vorher eine andere Lebensart geführt hatte.

und aus dem unbelebten Naturreich gewonnenen Speisen nährt, die Sage, daß er, wie die Cicaden, von der Luft und dem Thau lebe. Darauf erwiderte Philinus: wir wußten nicht, daß wir zu einem Hekatomphonienschmauß *) gleich dem des Aristomenes kommen werden, sonst hätten wir einfache und gesunde Zukost mitgebracht, als Gegenmittel gegen so kostbare und erhitzende Speisen, namentlich da wir oft von dir gehört haben, daß die einfachen Speisen nicht nur leichter anzuschaffen, sondern auch leichter zu verdauen seien als die künstlichen. Da sagte Markion zu Philon: Philinus verdirbt dir deine Tafel, indem er die Gäste abmahnt und abschreckt; wenn du mich aber darum bittest, so will ich mich ihnen in deinem Namen dafür verbürgen, daß die künstlichen Speisen leichter zu verdauen sind als die einfachen, so daß sie die aufgetragenen Gerichte unverzagt genießen werden. Da ersuchte nun Philon den Markion, dieß zu thun.

2. Als wir sodann nach beendigter Mahlzeit den Philinus aufforderten, die Anklage der künstlichen Speise zu unternehmen, begann er: Ich sage dieß nicht als meine Meinung, sondern eben Philon hier sagt bei jeder Gelegenheit, erstens sei das Wild, welches eine unvermischte und einfache Nahrung zu sich nehme, gesunder als die Menschen; das Vieh aber, das man im Stalle füttert, sei zu Krankheiten geneigt und werde leicht von Unverdaulichkeit befallen, weil es eine gemischte und gewürzte Nahrung zu sich nehme. Zweitens sodann ist kein Arzt so tollkühn in Neuerungen, daß er den Muth hätte, einem Fieberkranken künstliche Kost zu verordnen, sondern er gibt ihm einfache und magere Speisen zu essen, weil diese am leichtesten zu verdauen sind. Denn die Speise muß die Kräfte in unserem Leibe auf

*) Ein Opfer von Einem, der hundert Feinde eigenhändig getödtet hatte, d. h. also: ein großartiger Opferschmauß.

sich wirken und sich von ihnen verändern lassen. So dringt auch eine Färbung mit einfachen Farben leichter ein, und das geruchloseste Oel läßt sich durch die Bereitungsmittel am schnellsten in sein Gegentheil umwandeln *); und so lassen sich auch die einfachen und unvermischten Speisen am leichtesten durch die Verdauung verändern. Aber Stoffe von verschiedenartiger Beschaffenheit, die einander widerstreben und sich bekämpfen, gerathen schon vorher durch den gegenseitigen Kampf in Verderbniß, wie in einer Stadt ein gemischter, zufällig zusammengelaufener Menschenhaufen, und bleiben nicht leicht in einem gleichen oder gleichartigen Zustand, denn jeder Stoff steift sich auf seine Eigenthümlichkeit und vereinigt sich nicht mit dem Fremdartigen. Ein augenscheinlicher Beweis dafür ist auch der Wein; denn das Trinken mehrerer Weinsorten berauscht am schnellsten, und die Berauschung ist nichts Anderes als die Unverdautheit des Weines. Daher nehmen sich auch die Trinker vor dem Mischling **) in Acht, und die, welche ihn mischen, thun es möglichst heimlich, um den Anderen zu schaden. Denn die Ungleichartigkeit und Veränderung macht verrückt. Daher schlagen auch die Musiker die Menge Saiten nur mit großer Vorsicht an, obwohl ihnen keine weitere Gefahr droht als eine unharmonische Stimmung. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß eher entgegengesetzte Meinungen in Vertrauen und Verständigung, als verschiedenartige Stoffe in Verdauung übergehen. Da ihr aber dieß für Scherz halten könntet, so breche ich ab und komme wieder auf die Aeußerungen des Philon zurück. Wir hören ihn nämlich oft sagen: die Unverdaulichkeit kommt von der Beschaffenheit der Nahrungsmittel her, und die Mannigfaltigkeit ist schädlich, weil sie widernatürliche Eigen-

*) D. h. wohlriechend machen.

**) D. h. die Untereinandermischung verschiedener Weine.

schaften hervorbringt; daher muß man solche Speisen, die man aus Erfahrung als passend kennt, zur Nahrung wählen und sich an ihnen genügen lassen. Wenn also Nichts an sich unverdaulich ist, sondern die Vermengung es ist, welche Störung und Verderbniß macht, so muß man, glaube ich, um so mehr sich dieser mannigfachen und künstlichen Gerichte enthalten, mit welchen uns eben der Koch des Philon, wie wenn er sein Nebenbuhler in einer entgegengesetzten Kunst wäre, vergiftet, indem er durch neue Erfindungen und durch Abwechslung dem Appetit eine ergötzliche Veränderung macht, so daß dieser nie genug hat, sondern immer neuen Genüssen nachjagt und in diesem Wechsel das Maß seiner eigenen Kraft überschreitet, wie der Pflegling der Hypsipyle (Archemoros), welcher Alles was er von Blumen erhascht nach einander mit fröhlichem Sinne abreißt und so in seiner kindlichen Unersättlichkeit den größten Theil der Wiese von Blumen entblößt. Hiebei muß man auch des Sokrates gedenken, welcher vor Speisen warnte, welche, ohne daß man Hunger habe, zum Essen reizen, und damit eben das anrieth, daß man sich vor den mannigfaltigen und künstlichen Speisen in Acht nehmen und scheuen solle. Denn der Wechsel verleitet zu einem weit über das Bedürfniß hinausgehenden Genusse: so bei der Augen- und Ohrenweide, bei der Liebe, bei allem Spaß und Zeitvertreib, weil der Genuß durch den Ueberfluß, der vielfache Anlässe bietet, immer wieder aufgereizt wird, während bei Lustbarkeiten von einerlei Art der Reiz die Grenze des Naturgemäßen nicht überschreitet. Ueberhaupt wird man es sich eher gefallen lassen, daß ein Musiker die Vielstimmigkeit oder ein Ringmeister das Salben mit Oel, als daß ein Arzt die Mannigfaltigkeit der Speisen gutheißt; denn die vielen Nebenwege und Wechsel lenken uns von dem geraden Wege zur Gesundheit ab.

3. Nach diesem Vortrag des Philinus begann Markion: nach

seiner Meinung fallen nicht blos Diejenigen unter die Verwünschung des Sokrates, welche das Nützliche vom Guten trennen, sondern auch Diejenigen, welche das Vergnügen von der Gesundheit ausschließen, als ob es dieser feindlich gegenüberstehe und nicht vielmehr dieselbe fördern helfe. Vom Schmerze machen wir, weil er ein so gewaltsames Mittel ist, nur wenig und ungern Gebrauch; von allen anderen Zuständen aber kann Niemand auch mit dem besten Willen das Vergnügen abwehren, sondern es findet sich beim Essen und Schlafen, beim Baden, beim Salben und zu Tischesitzen immer ein, und nimmt den Leidenden auf sich und pflegt ihn, und entkräftet die fremden Einflüsse durch eine Menge der seiner Natur entsprechenden Wirkungen. Denn welcher Schmerz, welche Entbehrung, welches Gift befreit so leicht und einfach von einer Krankheit, wie ein rechtzeitig genommenes Bad, ein dem Bedürftigen gereichter Wein, eine mit Appetit genossene Speise auf der Stelle aller Mühsal ein Ende macht und die Natur in den ihr angemessenen Zustand versetzt, wie wenn heiteres Wetter und Windstille eintritt? Die beschwerlichen Mittel dagegen wirken nur mit Mühe und Noth, indem sie die Natur mit Gewalt bearbeiten und zwingen. Philinus wird es uns also wohl nicht verübeln, wenn wir nicht mit Aufspannung aller Segel vor dem Vergnügen fliehen, sondern versuchen, die Begriffe Angenehm und Gesund in harmonischere Verbindung zu bringen, als es manche Philosophen mit den Begriffen Angenehm und Gut gethan haben. Also gleich bei deinem ersten Beweise scheinst du mir von unrichtigen Voraussetzungen auszugehen, wenn du annimmst, daß die Thiere von einer einfacheren Nahrung leben als die Menschen und gesunder als diese seien. Beides nämlich ist nicht richtig; vielmehr widersprechen der ersteren Annahme die Ziegen bei Eupolis, welche von ihrem Futter rühmen, daß es aus

vielerlei wechselnden Bestandtheilen bestehe, ungefähr mit folgenden Worten:

Wir nähren uns von Stoffen mancher Art: an Tann'
Steineich' und Erdbeer fressen wir ab den jungen Trieb,
Und außerdem noch Andres, wie den Kytisus,
Wohlriechend Baummoos, dichtbelaubten Eibenbaum,
Den Oelbaum, Mastix, Esche, Eiche und Epheu,
Tamariske, Weide, Dornstrauch, Wollkraut, Aehrenhalm,
Den Kisus und die Buche und die Saturei.

Die aufgezählten Pflanzen bieten in Absicht der Säfte, des Geruches und der Wirkung unzählige Verschiedenheiten, und doch hat der Dichter noch viel mehr Pflanzen, als er genannt hat, übergangen. Deinen zweiten Beweis sodann verwirft Homer,* welcher, kundiger als du, behauptet, die pestartigen Krankheiten befallen zuerst die unvernünftigen Thiere. Auch ihre kurze Lebensdauer gibt ihren hinfälligen und krankhaften Zustand zu erkennen. Denn keines derselben hat ein langes Leben, außer etwa der Rabe und die Krähe, welche, aber, wie bekannt, sehr gefräßig sind und alle Arten von Nahrungsmitteln zu sich nehmen. Ja auch das, daß du nach der Krankenkost die Verdaulichkeit und Unverdaulichkeit beurtheilst, kömmt mir zu Statten: denn die Arbeit, die Leibesübung und Alles, was die Speisen zertheilt, befördern ja die Verdauung, aber passen eben gar nicht für Fieberkranke. Sodann ist deine Furcht vor der Unverträglichkeit und dem Widerstreit verschiedenartiger Speisen völlig grundlos. Denn entweder eignet sich die Natur von den ähnlichen Stoffen**) das ihr Zuträgliche an, und die mannigfache Speise läßt sogleich von

*) Il. I. 49 f.

**) Wyttenbach vermuthet: aus den ungleichartigen Stoffen.

sich aus viele Eigenschaften in den Körper übergehen und theilt jedem Theile desselben aus ihrem Vorrathe das ihm Zuträgliche mit, und es erfolgt was Empedokles sagt:

Wie zum Süßen das Süße sich fügte, zum Bittren das Bittre,
Und wie Scharfes mit Scharfem sich einte, und Warmes mit Wärme.

Und da das Eine diesem, das Andere jenem Theil zuträglich ist, und die Wärme und der Lebensgeist das Gemisch auflösen, so vereinigen sich die einzelnen Theile des Einen mit den ihnen verwandten des Andern: denn es ist mit Grund anzunehmen, daß ein aus so vielen und verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzter und so complicirter Körper, wie der unserige, die Mittel der Erhaltung und Ergänzung seines Bestandes nicht in einfachem, sondern in mannigfachem Stoffe findet. Wenn es sich aber nicht so verhält, sondern das, was wir Verdauung nennen, die Speise wirklich umgestaltet und verändert, so wird dieß bei verschiedenartigen Speisen schneller und besser vor sich gehen; denn gleiche Eigenschaften erleiden keine Veränderung von einander, das Widerstreben vielmehr und die Unverträglichkeit verwandeln die Eigenschaften, sofern diese durch die Vermengung mit Entgegengesetztem ihre Kraft verlieren. Wenn du aber überhaupt das Gemischte und Mannigfaltige verwirfst, lieber Philinus, so mußt Du unsern Philon nicht blos, wenn er ein leckeres Gastmahl zubereitet, tadeln, sondern noch viel mehr dann, wenn er jene herrlichen gegen Gift schützenden Mittel, welche Erasistratus Götterhände nannte, durch Mischung bereitet, ihm es als widersinnige Geschäftigkeit vorwerfen, daß er metallische, thierische und Pflanzenstoffe, deßgleichen die Produkte der Erde und des Meeres unter einander mischt. Dieß wäre wohl recht schön, wenn man auf solche Mittel verzichten und die Heilkunde auf Gerstentrank und Gurken und Wasser mit Oel gemischt beschränken würde. Aber ganz gewiß

erweckt ja, wie du weiter behauptest, die Mannigfaltigkeit den Appetit und bezaubert ihn so, daß er nicht mehr Herr über sich ist? Und doch, du närrischer Mensch, reizt uns auch die Reinlichkeit, und eine Magenstärkung, und der Wohlgeruch, und überhaupt jedes wohlthuende Gefühl auf und macht uns geneigter zum Essen und Trinken. Und warum backen wir denn nicht Kleie statt Brei? und warum bringen wir nicht statt der Spargeln Lauch und Artischocken auf den Tisch? und warum verschmähen wir nicht diesen wohlriechenden und milden Wein und trinken nicht lieber einen wilderen aus dem Fasse, das der Chor der Mücken umtönt? Weil, wirst du etwa antworten, die der Gesundheit dienliche Lebensweise nicht darin besteht, daß man das Vergnügen meide, sondern in der Maßhaltung und Ordnung in Genüssen, welche den Appetit von der Rücksicht auf das Zuträgliche abhängig macht. Aber wie die Steuermänner einem stürmischen Winde zwar durch vielerlei Kunstgriffe zu entrinnen wissen, wenn er aber nachläßt und aufhört, Niemand im Stande ist, ihn wieder anzufachen und aufzuregen, so ist es auch nicht schwer, dem Appetit zu widerstehen und ihn vom Uebermaß zurückzuhalten; wenn er aber einmal vor der Zeit nachläßt und erschlafft und seine Schuldigkeit nicht mehr thut, dann, lieber Freund, ist es sehr schwer und mühevoll, ihn wieder anzuspannen und zu beleben. Darum ist die vielfache Speise besser als die einfache, welche durch ihre Einförmigkeit bald zum Ekel wird, gerade wie es leichter ist, einen in wilder Bewegung befindlichen Körper in Stillstand, als einen widerstrebenden in Bewegung zu bringen. Und wahrlich, was Manche behaupten, daß man die Uebersättigung noch mehr meiden müsse als den Mangel, ist nicht wahr; im Gegentheil, die Uebersättigung schadet erst, wenn die Speise verdirbt und eine Krankheit herbeiführt; der Mangel aber ist, wenn er auch sonst kein Unheil stiftet, schon an und für sich naturwidrig.

Dieß also möge als Entgegnung auf die von dir vorgebrachten Gründe gelten. Aber das ist euch, ihr Salz- und Kümmelfreunde, gewissermaßen entgangen, daß das Vielfache schmackhafter ist, das Schmackhafte aber mehr Eßlust macht, wenn man nur das Uebermaß vermeidet: denn es hängt sich fest an den lüsternen und empfänglichen Körper, wozu das Gesicht ihm vorarbeitet; Dasjenige hingegen, was keinen Appetit erregt und sich unstät herumtreibt, stößt der Körper entweder völlig aus oder er trägt es ungern aus Noth. Merke nur immer darauf und vergiß nie, daß ich unter der vielfachen Speise nicht pikante Saucen, Kandylen *) und leckere Suppen verstehe, denn dieß sind allerdings verkünstelte und eitle Dinge. Die Mannigfaltigkeit der Speisen aber gestattet auch Platon seinen wackern und edlen Mitbürgern, sofern er ihnen Zwiebel, Oliven, Küchenkräuter, Käse und noch viele andere Zukost auftischt und sie selbst nicht ohne Nachtisch speisen läßt.

Zweite Frage:

Warum glaubt man, daß die Trüffeln durch den Donner entstehen, und daß die Schlafenden vom Blitze nicht getroffen werden?

1. Bei einem Gastmahl in Elis tischte uns Agemachus sehr große Schwämme **) auf. Wie nun die Gäste dieselben bewunderten, sagte Einer lächelnd: ja sie sind des neulichen Donners nicht unwerth; um Diejenigen zu verhöhnen, welche die Trüffel für ein Produkt des Donners halten. Da bemerkten Mehrere, die Erde werde vom

*) Vergl. S. 1954.

**) Wahrscheinlich Trüffeln.

Donner gespalten, der sich der Luft wie eines Nagels bediene. Diese Spalte nehmen die, welche Trüffeln suchen, sich als Zeichen, und daraus sei unter dem Volke der Glaube entstanden, daß der Donner die Trüffeln erzeuge und nicht blos zu Tage bringe; wie wenn Jemand glauben würde, der Regen erzeuge die Schnecken und treibe sie nicht blos auf die Oberfläche und an's Licht herauf. Agemachus aber behauptete die Wahrheit dieser Angabe und verlangte man solle das Wunderbare deßhalb nicht für unglaublich halten. Denn es gebe noch viele andere wunderbare Wirkungen des Donners und Blitzes und der mit ihnen verbundenen Lufterscheinungen, deren Ursachen zu erforschen sehr schwer oder gar unmöglich sei. So entrinnt z. B. auch dieser verachtete und sprüchwörtlich gewordene Zwiebel nicht vermöge seiner Kleinheit dem Donnerkeil, sondern weil er eine entgegenwirkende Kraft besitzt, wie ebenso der Feigenbaum und die Felle der Robbe und der Hyäne, mit welchen die Schiffskapitäne die Ecken ihrer Segel *) überziehen. Die Gewitterregen sodann halten die Landwirthe für befruchtend und nennen sie auch so. Es ist überhaupt thöricht, sich über solche Dinge zu wundern, da man ja bei solchen Ereignissen die unwahrscheinlichste Erscheinung mit den Augen sieht, daß aus feuchter Masse eine Flamme, und aus leichten Wolken ein dumpfer Ton herauskommt. Dieses Geschwätz bringe ich vor, um euch zur Ermittlung der Ursache zu veranlassen, weil ich euch nicht dadurch beleidigen will, daß ich Beiträge für die Trüffeln von euch verlange. **)

*) Statt ἱστίων ist wahrscheinlich zu lesen ἱστῶν: die Spitzen der Masten.

**) D. h. ich wollte euch nicht förmlich darum bitten, um nicht in den Verdacht zu kommen, daß ich mich durch euren Unterricht für meine Trüffeln bezahlt machen wolle.

2. Da bemerkte ich, Agemachus habe gewissermaßen selbst die Hand zu dieser Untersuchung geboten, denn vorerst scheine Nichts wahrscheinlicher als daß bei Gewittern häufig befruchtender Regen herabfällt. Der Grund dafür liegt in der ihm anhaftenden Wärme, denn die scharfen und reinen Theile des Feuers gehen in Form des Blitzes ab, die festen und windigen Theile dagegen hüllen sich in das Gewölk ein und verändern es, indem sie ihm seine Kälte nehmen und seine Feuchtigkeit auffaugen, *) so daß blos der brauchbare Theil derselben in die Gewächse eindringt und sie schnell feist macht. Solches Regenwasser bringt auch besondere Eigenschaften und verschiedene Gerüche in den von ihm begossenen Gewächsen hervor, wie denn auch der Thau das Waidefutter für die Heerden schmackhafter macht, und die Wolken, aus welchen der Regenbogen hervorleuchtet, die Bäume, auf welche sie fallen, mit Wohlgeruch erfüllen; an diesem erkennen unsere Priester solche Bäume und verbrennen sie **), in dem Glauben, daß der Regenbogen auf sie gefallen sei. Und noch viel wahrscheinlicher ist, daß durch den Regen, den Wind und die Wärme, welche bei Gewittern in die Tiefe eindringen, die Erde aufgelockert wird und solche dichte und lockere Stellen bekommt, wie in den thierischen Körpern gewisse Wärmegrade und Feuchtigkeiten im Blute die angeschwollenen und drüsenartigen Geschwüre hervorbringen. Denn die Trüffel hat keine Aehnlichkeit mit einer Pflanze, sie kann nicht ohne Regen entstehen, hat aber keine Wurzel und kann nicht keimen und steht in keinem Zusammenhang mit etwas Anderem, weil sie in sich selbst die Bedingungen ihres Entstehens aus der Erde hat, welche

*) Statt συνεκπίνει schlägt Wyttenbach vor συμπιαίνει: vermehren, oder συνεκπέττει: mildern.

**) Als ein den Göttern angenehmes Opferholz.

dabei irgend eine Veränderung erlitten hat. Wenn euch diese Erklärung auch nichtssagend vorkommt, so sind eben auch die meisten Erscheinungen bei Gewittern von der Art; deßhalb namentlich schreibt man auch diesen Erscheinungen göttlichen Ursprung zu.

3. Darauf sagte der Rhetor Dorotheus, welcher sich unter den Anwesenden befand: du hast ganz Recht, denn nicht nur das Volk und die Ungelehrten sind dieser Meinung, sondern auch einige Philosophen. So entsinne ich mich, daß einmal der Blitz in unser Haus schlug und viel Wunderbares anrichtete, denn er verzehrte den Wein in den Thonfässern, ohne diesen Schaden zu thun; sodann fuhr er schnell durch einen schlafenden Menschen, ohne ihn zu verletzen oder sein Kleid zu berühren, schmolz aber die Münzen von Erz, die er in seinem Gurt um den Leib gebunden hatte, in einen Klumpen zusammen. Er wandte sich nun an einen eben hier anwesenden pythagoreischen Philosophen, um sich genau darüber zu erkundigen; allein dieser wies es aus religiöser Scheu zurück und rieth ihm, er solle selber darnach sehen und zu den Göttern beten. Ich habe auch gehört, daß in Rom der Blitz nahe bei einem Soldaten, der bei einem Tempel Wache stand, eingeschlagen und ihm seine Schuhriemen verbrannt, sonst aber Nichts gethan habe. Auch sei an silbernen Bechern, die in einem hölzernen Futterale steckten, zwar das Silber zusammengeschmolzen, das Holz aber unberührt und unversehrt gefunden worden. Dieß mag man nun glauben oder nicht; das Allermerkwürdigste aber ist, was ihr, wie man sagen darf, Alle wisset, daß die Leichen der vom Blitz Erschlagenen unverwest sich erhalten. Denn Manche verbrennen und begraben sie nicht, sondern umgeben sie rings mit einer Umzäunung, so daß man immer die unverwesten Leichen sehen kann, durch welche die Klymene im Euripides widerlegt wird, welche von Phaethon sagt:

— er war mir lieb,
Doch faulet jetzt sein Leichnam wohl in einer Schlucht.

Daher glaube ich, daß auch der Schwefel seinen Namen *) von der Aehnlichkeit seines Geruches mit dem feurigen und scharfen Geruche der vom Blitz Erschlagenen hat; und eben wegen dieses Geruches, glaube ich, verschmähen auch Hunde und Vögel die vom Blitze getroffenen Leichen. So weit will ich mich mit der Untersuchung des Grundes befaßt haben; **) zu der Erörterung des Weiteren wollen wir diesen hier auffordern, weil er schon bei der Frage von den Trüffeln glücklichen Erfolg hatte; sonst könnte es mir gehen, wie dem Androkydes. Als dieser nämlich die Fische der Skylla am ähnlichsten und schönsten unter allen seinen Werken malte, so kam er in den Ruf, daß er sich dabei von der Lust an den Fischen mehr, als von der Kunst habe leiten lassen; er war nämlich selbst ein großer Fischesser. So könnte man meinen, auch wir haben aus Eßlust über die zweifelhafte Entstehung der Trüffel gesprochen. Du siehst jedoch, daß die Frage, welche ich dir vorlege, nicht nur anständig ist, sondern auch, weil die Ursache unbekannt ist, zur Aufsuchung derselben reizt.

4. Als ich dazu aufgefordert wurde, aber bemerkte, es sei unpassend, daß man beim Gelage von Blitzen spreche, ähnlich wie man in der Komödie einen Theatercoup anbringt und Donner erschallen läßt, so kamen sie überein, mir alles Andere zu erlassen, bestanden aber auf dem Verlangen, darüber, daß Schlafende nicht vom Blitze getroffen werden, etwas zu hören. Obwohl ich nun wußte, daß ich nicht viel bezwecken könne, wenn ich einen Grund vorbringe, der auf allgemein bekannten Voraussetzungen beruhe, so sprach ich dennoch

*) Θεῖον, was auch „das Göttliche" heißt.
**) Wörtlich: die Ursache, wie einen Lorbeer, benagt haben.

Folgendes: Das Feuer des Blitzes ist erstaunlich rein und frei, weil es unmittelbar aus einer reinen und lauteren Substanz entsteht, und was ihm etwa Feuchtes oder Erdiges anhängt, wird durch die Schnelligkeit seiner Bewegung abgeworfen und das Feuer völlig geläutert. Es wird daher Nichts vom Blitze getroffen, wie Demokritus sagt, was dem Strahle vom Himmel nicht im Wege steht. Die festen Körper nun, wie Eisen, Erz, Silber und Gold, verhindern das Eindringen des Strahles, und werden daher in Folge ihres Widerstrebens und Entgegenstemmens zerstört und geschmolzen; durch lockere Körper dagegen, welche viele Durchgänge haben und in Folge ihrer Weichheit Platz machen, geht er, ohne sie zu berühren, hindurch, wie bei Kleidern und dürrem Holze; das grüne Holz aber verbrennt, weil es durch seine Feuchtigkeit ihn anzieht und sich daran entzündet. Wenn es also wahr ist, daß Schlafende vom Blitze nicht getödtet werden, so kann man den Grund dafür nur hierin und sonst nirgends suchen. Denn im wachenden Zustande sind die Körper viel stärker und fester und widerstandsfähiger, weil sie allseitig mit Lebensgeist erfüllt sind, welcher die Sinnorgane wie ein Instrument anspannt und zusammenhält, und so den Körper kraftvoll und consolidirt und fest macht. Im Schlaf aber wird dieser schlaff und locker und ungleich und abgespannt und aufgelöst, und bekommt, weil der Lebensgeist nachgibt und ihn verläßt, viele Poren, durch welche Stimmen und Gerüche von ihm ausgehen, ohne daß er eine Empfindung davon hat. Denn der Widerstand mit seiner Folge, der Beschädigung, setzt sich den Eindrücken, welche an den Körper herankommen, nicht mehr entgegen, am allerwenigsten denen, welche so sanft und geschwind hindurchfahren wie der Blitz. Denn gegen die schwächeren Eindrücke schützt die Natur durch Unempfindlichkeit, sofern sie der Oberfläche des Körpers eine gewisse Härte und Dichtigkeit zur Deckung gibt; von denen aber,

deren Wirkung unwiderstehlich ist, leidet man weniger, wenn man nachgibt, als wenn man sich ihnen widersetzt. Rechne dazu noch, wie wenig solche Gewitter den Schlafenden Schrecken und Furcht und Angst machen, an welchen schon Manche aus keinem andern Anlaß als eben wegen dieser Todesfurcht gestorben sind. So richten auch die Hirten ihre Heerden dazu ab, daß sie beim Anzug des Donners auf Einen Haufen zusammenlaufen und die Köpfe zusammenstecken, denn die, welche vereinzelt zurückbleiben, machen aus Angst eine Fehlgeburt. Und man weiß schon von unzähligen Leuten, die in Folge des Donners gestorben sind, aber ohne daß man ein Wund- oder Brandmal an ihnen fand, sondern offenbar aus Angst der Seele, welche wie ein Vogel aus dem Körper wegflog;

Denn Viele bringt die Donnerstimm' unblutig um,

wie Euripides sagt, denn das Ohr ist ohnehin schon der empfindlichste unserer Sinne, und die durch Geräusch entstandene Bestürzung und Angst setzt die Seele am meisten in Unruhe, während der Schlafende durch seine Unempfindlichkeit dagegen geschützt ist. Den Wachenden aber bringt theils schon das Vorgefühl den Tod, theils preßt und drängt die Furcht ihren Körper wirklich so zusammen, daß er sich verdichtet, und so durch seinen Widerstand dem Schlag noch größere Kraft verleiht.

Dritte Frage:

Warum werden zum Hochzeitsschmauß besonders viele Gäste geladen?

1. An der Hochzeitsfeier meines Sohnes Autobulus nahm auch Sossius Senekio, der von Chäronea gekommen war, Theil und brachte

neben vielem anderem zum Feste passenden Unterhaltungsstoff auch die Frage zur Sprache, warum zu den Hochzeitsmahlen mehr Gäste als sonst geladen werden; wie denn diejenigen Gesetzgeber, welche mit aller Macht den großen Aufwand bekämpften, namentlich auch die Zahl der Hochzeitgäste festgesetzt haben. Denn Derjenige unter den Philosophen aus alter Zeit, welcher über den Grund dieser Sitte sich ausgesprochen hat, nämlich Hekatäus aus Abdera, hat wenigstens nach meinem Erachten, nichts Ueberzeugendes darüber vorgebracht. Er behauptet nämlich, die, welche eine Frau holen, laden darum viele Gäste zum Hochzeitsschmauße ein, damit recht Viele aus eigener Anschauung bezeugen können, daß sie selbst von freier Abkunft seien und aus einer freien Familie geheirathet haben. *) Umgekehrt aber verspotten die Komiker solche Hochzeiten, welche mit großem Aufwand und Glanz gefeiert werden, als etwas, was keine Sicherheit und Gewähr biete, wie so Menander Einem, welcher die Braut mit Schüsseln zu umschanzen befahl, erwidern läßt: du sprichst da schlimme Dinge über die Braut.

2. Um aber nicht in den Verdacht zu kommen, als ob wir, was sehr leicht ist, nur Andere tadeln und selbst Nichts vorzubringen wissen, erklärte er, daß er zuerst seine Meinung dahin aussprechen wolle, daß keine andere Veranlassung zu einer Gastung so allgemein bekannt werde, wie die bei einer Hochzeit. Denn wenn man den Göttern opfert und einen abgehenden oder aus der Fremde kommenden Freund zu Gaste ladet, so erfahren dieß selbst viele unserer Angehörigen nicht. Der Hochzeitsschmauß dagegen findet seinen Verräther an dem laut schallenden Hochzeitsgesang und an den Fackeln und der Flöte, lauter

*) Der Text ist von hier an bis zum Ende dieses Kapitels gänzlich verdorben.

Dinge, welche, wie Homer sagt, die Weiber, welche sich unter die Thüre stellen, begaffen und bewundern. Da also diese gastliche Bewirthung allgemein bekannt wird, so scheuen sie sich Jemand zu übergehen und laden deßhalb alle Bekannte und Verwandte, und wer sonst mit ihnen in irgend einer Beziehung steht, ein.

3. Nachdem wir dem Redner (Sossius Senecio) unsern Beifall bezeugt, nahm Theon das Wort und sagte: diese Ansicht soll bestehen bleiben, denn sie ist sehr einleuchtend; aber, wenn's gefällig ist, kann man auch das noch beifügen, daß solche Gastungen nicht blos für die Freunde, sondern auch für die Verwandten bestimmt sind, weil eine neue Verwandtschaft sich mit der Familie verbindet. Aber von noch größerem Belang ist das, daß weil zwei Familien sich vereinigen, beide es für ihre Pflicht halten, auch die Angehörigen und Freunde der anderen Familie freundlich zu begrüßen, und so die Einladung verdoppeln. Da ferner die Weiber viele, ja die meisten Obliegenheiten bei der Hochzeitsfeier haben, so müssen auch die Männer, deren Frauen Antheil nehmen, beigezogen werden.

Vierte Frage:

Ist das Meer oder das Land ergiebiger für Zukost? *)

1. Der Ort Aedepsus auf Euböa mit den warmen Bädern, welcher schon durch seine natürliche Lage eine Menge Gelegenheiten zu anständigen Vergnügen bietet und dazu noch mit Wohnungen und Speisehäusern versehen ist, hat sich zu einem Lustsitz für ganz Hellas

*) Ὄψον, Zukost, umfaßt Alles, was außer dem Brode gegessen wird, namentlich alles Gekochte oder Gesottene, bedeutet also Beilage oder Zukost zur Brodspeise.

erhoben. Neben einer ergiebigen Vogel- und Wildbrätjagd bietet auch die See, welche an klaren und tiefen Stellen am Gestade viele edle Fische ernährt, einen guten Markt für die Tafel. Die höchste Frequenz erreicht der Platz zur Zeit des vollen Frühlings, denn um diese Zeit finden sich viele Leute dort ein und leisten einander Gesellschaft inmitten des höchsten Ueberflusses an Allem, und unterhalten sich bei ihrer freien Zeit meist mit Gesprächen. Wenn der Sophist Kallistratus sich dort aufhielt, war es schwer anderswo als bei ihm zu speisen, denn er besaß eine unwiderstehliche Zuvorkommenheit und machte dadurch, daß er meist alle gebildeten Leute bei sich versammelte, den Aufenthalt bei ihm sehr angenehm. Manchmal machte er es auch wie Kimon in alter Zeit und bewirthete eine Menge Leute aller Art mit großer Freundlichkeit; immer aber nahm er, um es kurz zu sagen, den Keleus zum Vorbild, welcher zuerst eine tägliche Zusammenkunft angesehener und ehrenhafter Männer veranstaltet und Prytaneum *) genannt haben soll.

2. Es wurden jedesmal Unterredungen gehalten, wie sie für eine solche Gesellschaft paßten. Einmal nun gaben die mit vielerlei Speisen besetzten Tische Veranlassung zu einer Besprechung über die Zukost, ob nämlich die Produkte des Landes oder die des Meeres dafür ergiebiger seien. Als nun fast Alle die vielen und mannigfachen Erzeugnisse des Landes, deren Gattungen und Arten fast nicht auszuzählen seien, priesen, sagte Polykrates zu Symmachus: Du meerumschlossenes Geschöpf, welchem so vieles Meerwasser, wie es eure heilige Stadt Nikopolis rings umschlängelt, Nahrung geliefert hat, nimmst du dich nicht des Poseidon an? Ganz gewiß, erwiderte

*) Ein Gebäude für Solche, welche auf öffentliche Kosten gespeist wurden.

Symmachus, bin ich bereit dazu und rufe auch dich zu Hülfe, da du die großen Genüsse des achäischen Meeres ausbeutest. Da sagte Polykrates: wir müssen also mit dem Sprachgebrauch beginnen. Denn wie man, obwohl es viele Dichter gibt, den Einen Besten vorzugsweise den Dichter nennt, so ist es auch allgemeine Sitte geworden, daß, obwohl es viele Sorten Zukost gibt, der Fisch ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise so benannt wird, weil er alle anderen Arten an Güte übertrifft. Denn unter Gutschmeckern verstehen wir nicht die Liebhaber des Rindfleisches, wie Herakles, welcher zum Fleische grüne Feigen aß, noch die der Feigen, zu denen Platon gehörte, noch die der Weintrauben, wie es Arkesilaus war, sondern Diejenigen, welche jedesmal auf dem Fischmarkt erscheinen und für die (Hafen-) Glocke *) ein scharfes Ohr haben. So sagt Demosthenes dem Philokrates nach, daß er mit seinem durch Verrath erworbenen Golde Huren und Fische auf dem Markte kaufe, und will ihm ebendamit seine Leckerei und Wollüstigkeit vorwerfen. Und Ktesiphon erwiderte einem Gutschmecker, der in der Rathsversammlung schrie: „ich möchte (vor Aerger) zerplatzen", nicht übel: „lieber Mann, du wirst uns doch nicht den Fischen zu fressen geben?" Der Verfasser dieses Verschens sodann:

Du lebst von Kappern, und könntest's doch vom Anthias, **)

was will er damit sagen? Was wollen denn um Gottes willen die Leute, wenn sie einander mit den Worten zu einer Lustpartie einladen: „werden wir heute am Strande schmausen"? Geben sie damit nicht zu verstehen, daß eine Mahlzeit am Meeresufer ein großer

*) Wenn ein Schiff mit frischen Fischen einlief.

**) Ein Meerfisch.

Genuß ist? und zwar nicht wegen der Wellen und Kieselsteine, denn wer wird am Strande Eierdotter und Kappern als Zukost essen? nein, sondern weil der Tisch am Meeresstrande reichlich mit frischen Fischen versehen ist. Es wird ja auch die Zukost aus dem Meere ungleich theurer als alle anderen Sorten verkauft. Es war also keine Uebertreibung, sondern reine Wahrheit, wenn Cato in seiner Volksrede gegen den in der Stadt herrschenden Luxus und Aufwand behauptete, ein Fisch werde in Rom theurer bezahlt als ein Ochse. Denn eine Tonne Fische wird um einen Preis verkauft, den man aus dem Fleisch eines Opfers von hundert Schafen und einem Stier voran nicht erlösen würde. Wenn nun aber über die Wirkung der Heilmittel der geschickteste Arzt das richtigste Urtheil besitzt, und über den Werth eines Liedes der beste Musiker, so muß doch wohl auch der größte Fischesser das richtigste Urtheil über den Werth der Zukost haben. Denn über solche Dinge darf man nicht den Pythagoras oder Xenokrates zum Schiedsrichter nehmen, sondern den Dichter Antagoras, und des Eryxis Sohn Philoxenus und den Maler Androkydes, welcher auf seinem Bilde der Skylla die Fische in derselben, weil er ein großer Fischesser war, mit leidenschaftlicher Vorliebe und ganz nach dem Leben gemalt haben soll. Und als Antagoras im Lager mit einer Schürze wie ein Koch sich eine Schüssel voll Meeraale sott, und Antigonus, der dazu kam, ihn fragte: glaubst du vielleicht Homer habe die Thaten des Agamemnon auch beim Aalbraten beschrieben? erwiderte Jener witzig: glaubst du vielleicht, Agamemnon habe jene Thaten auf die Weise ausgeführt, daß er sorgfältig ausforschte, wer im Lager Aale finde? Dieß ist es, so schloß Polykrates, was ich gewiß zu Gunsten der Fischhändler aus Zeugnissen und aus dem Sprachgebrauch beizutragen weiß.

3. Ich dagegen, bemerkte Symmachus, werde diese Frage

ernsthaft und mehr dialektisch behandeln. Wenn nämlich die Zukost wirklich die Würze der Speise ist, so müßte die beste Zukost die sein, welche den Appetit zur Brodspeise am längsten zu erhalten vermag. Denn wie die Philosophenschule der Skeptiker behauptet, die Hoffnung sei der einzige Halt des Lebens, da das Leben ohne diese und ihren Reiz unerträglich sei, ebenso muß man auch annehmen, daß Dasjenige den Appetit zur Speise in sich enthalte, dessen Mangel jede Speise unschmackhaft und ungenießbar macht. Nun wird man aber unter den Produkten des Landes keines finden, das diese Eigenschaft besitzt, unter den Meerprodukten aber vor Allem das Salz, ohne welches, um es gerade herauszusagen, Nichts genießbar ist, und das selbst das Brod, zu dem es genommen wird, schmackhafter macht. Deßhalb wird auch Poseidon zusammen mit der Demeter in Einem Tempel verehrt, und das Salz ist würziger als jede andere Zubehör. Die Heroen wenigstens, welche doch wie die Athleten an frugale und einfache Mahle gewöhnt waren, und alle fremdartige und künstliche Würze von ihrem Essen ausschloßen, wie sie denn sogar, als sie am Hellespont lagerten, keine Fische genoßen, konnten es doch nicht über sich bringen, das Fleisch ohne Salz zu essen, und geben somit Zeugniß dafür, daß diese Art von Zukost allein unter allen andern unentbehrlich ist. Denn wie die Farben Licht brauchen, so brauchen die Säfte Salz, um auf die Empfindung zu wirken; ja, wenn es daran fehlt, so kommen sie dem Geschmack drückend und Erbrechen erregend vor. Denn das Todte muß man noch mehr fernhalten als den Mist, wie Heraklitus sagt; so ist auch alles Fleisch todt und der Theil einer Leiche; die Kraft des Salzes, die wie als Seele sich mit ihm verbindet, gibt ihm Reiz und Wohlgeschmack. Darum nimmt man auch die scharfen und salzigen Speisen und überhaupt solche, welche am meisten Salzgehalt haben, vor allem Anderen zu sich. Denn diese

werden eine Reizung für den Appetit zu weiteren Sorten von Zukost, und wenn er von diesen gefördert ist, macht er sich neukräftig und begierig an die anderen Speisen; wenn er aber mit diesen anfängt, so ist er bald erschöpft. Nun dient aber das Salz nicht blos zum Essen, sondern auch zum Trinken als Würze. Denn der homerische Spruch: „die Zwiebel ist die Zubeiße des Trunkes" paßte zwar mehr für die Matrosen und Ruderknechte als für die Könige; diejenigen Speisen aber, welche ziemlich salzig schmecken, machen durch ihren Wohlgeschmack nicht nur jede Sorte Wein für den Gaumen lieblich und weich, sondern auch das geschmacklose Wasser sehr angenehm, und haben von dem Unangenehmen und Widrigen, was die Zwiebel mit sich führt, nicht das Geringste an sich, vielmehr zersetzen sie auch die sonstige Speise und geben sie in erweichtem und nachgiebigem Zustand weiter an die Verdauung; so daß der Genuß des Salzes dem Körper nicht nur die Annehmlichkeit einer Würze, sondern auch ein wirksames Heilmittel bietet. Aber auch die sonstige Zukost aus dem Meere ist nicht blos sehr schmackhaft, sondern au.. ganz unschädlich; denn obwohl sie aus Fleisch besteht, ist sie doch nicht so schwer zu verdauen wie dieses, sondern läßt sich leicht verarbeiten und zertheilen. Dieß wird mir Zeno hier und gewiß auch Krato bezeugen, welche ihre Kranken vor allen anderen Speisen auf die Fische als die leichteste Speise hinweisen. Es ist auch darum wahrscheinlich, daß das Meer der Gesundheit dienliche und für unseren Körper gut zubereitete Nahrung liefere, weil es ja auch eine durch ihre Feinheit und Reinheit zuträgliche Luft über uns verbreitet.

4. Du hast Recht, sagte Lamprias, ich will aber noch eine Betrachtung anknüpfen. Mein Großvater nämlich pflegte bei jeder Gelegenheit über die Juden zu spotten, daß sie sich des erlaubtesten Fleisches enthalten. Wir aber wollen behaupten, die erlaubteste

Zukost sei die, welche aus dem Meere komme. Denn obwohl wir gegen die besagten Landthiere sonst zu Nichts verpflichtet sind, so leben sie doch von der gleichen Nahrung wie wir, und haben dieselbe Luft, das Badwasser und den Trank mit uns gemeinsam, und machen auch auf die, welche sie schlachten, durch ihr jämmerliches Geschrei einen unangenehmen Eindruck, und meist sind sie durch das Zusammenleben an uns gewöhnt und vertraut geworden. Das Geschlecht der Seethiere dagegen ist uns völlig fremd und fern, wie wenn sie in einer anderen Welt entstanden wären und lebten, kein Blick, keine Stimme, keine Dienstleistung bittet um Abwendung des Todes, denn man kann keinen Nutzen von Thieren ziehen, die gar nicht bei uns leben. Wir sind ihnen auch keine Zuneigung *) schuldig, sondern dieses unser Land ist für sie gleich dem Hades, denn sobald sie auf dasselbe kommen, sterben sie.

Fünfte Frage:

Ist Verehrung oder Verabscheuung des Schweines der Grund, warum die Juden kein Schweinefleisch essen?

1. Nach diesem Vortrag wollten Mehrere lange Reden gegen denselben halten, aber Kallistratus vereitelte die Aeußerung der entgegengesetzten Ansicht mit den Worten: Was haltet ihr von dem Vorwurf gegen die Juden, daß sie das erlaubteste Fleisch nicht essen? Vortrefflich! fiel Polykrates ein, aber ich habe auch darüber noch Bedenken, ob diese Leute aus Verehrung für jenes Thier oder aus Abscheu gegen dasselbe sein Fleisch nicht essen. Denn das, was sie

*) Statt στοργῆς ist ohne Zweifel zu lesen σφαγῆς: wir brauchen auch keinen Mord an ihnen zu begehen.

selbst darüber vorbringen, gleicht Fabeln; vielleicht haben sie aber triftige Gründe dafür, und wollen dieselben nur nicht bekannt werden lassen.

2. Ich also, begann Kallistratus, glaube, daß das Thier bei diesen Leuten irgend eine Verehrung genieße; denn wenn auch das Schwein häßlich und schmutzig ist, so ist doch weder sein Aussehen auffallender noch sein ganzes Wesen roher, als bei dem Käfer, der Spitzmaus *), dem Krokodil und der Katze, welchen als heiligen Thieren in Aegypten besondere Priester zugetheilt sind. Das Schwein nun soll wegen seines Nutzens sehr hochgeschätzt sein. Wie man nämlich glaubt, so gab es dadurch, daß es mit seinem vorstehenden Rüssel die Erde aufwühlte, den ersten Anstoß zum Ackern und die Anleitung zum Gebrauch der Pflugschaar, daher auch dieses Werkzeug seinen Namen von dem des Schweines erhalten haben soll. **) Nun brauchen aber die Aegypter, welche das fruchtbare Tiefland ihres Landes anbauen, gar keinen Pflug. Denn wenn der Nil, nachdem er ihr Saatland bewässert, wieder abfließt, so kommen sie hinter ihm her und treiben ihre Schweine auf dasselbe, welche durch Aufwühlen und Zutreten den Boden tief hinein umschaffen und die Saat dicht bedecken. So darf man sich nicht wundern, daß es Leute gibt, welche deßhalb kein Schweinefleisch essen, da andere Thiere aus nichtigen und mitunter völlig lächerlichen Gründen bei den Barbaren noch größere Verehrung genießen. So soll die Spitzmaus von den Aegyptern wegen ihrer Blindheit vergöttert worden sein, weil sie nämlich die Finsterniß für älter als das Licht hielten; sie glauben auch, daß dieselbe je nach fünf Menschenaltern im Neumond von Mäusen geboren

*) Andere Lesarten sind γυπός: Geier, und γρυπός: Greif.

**) Ἄροτρος: die Pflugschaar, von ὗς: das Schwein.

werde und ihre Leber mit der Verdunkelung des Mondes abnehme. Den Löwen eignen sie der Sonne zu, weil er allein unter allen vierfüßigen Thieren mit krummen Klauen sehende Junge wirft, und weil er nur ganz kurze Zeit schläft und seine Augen auch im Schlafe leuchten. Ihre Brunnen ergießen ihr Wasser durch Löwenrachen, weil der Nil dem ägyptischen Saatland neues Wasser zuführt, wenn die Sonne durch das Zeichen des Löwen geht. Von dem Ibis erzählen sie, daß er, sobald er ausgebrütet sei, zwei Drachmen wäge, gerade so viel als das Herz eines neugeborenen Kindes; und seine ausgestreckten Füße bilden mit seinem Schnabel ein gleichseitiges Dreieck. Und wer könnte den Aegyptern einen solchen Unsinn zum Vorwurf machen, wenn selbst die Pythagoreer, wie man erzählt, den weißen Hahn verehren und von den Seethieren namentlich die Seebarbe und die Meerqualle verschmähen; und die Magier, die Nachfolger des Zoroaster, den Landigel in hohen Ehren halten, die Wassermäuse dagegen verfolgen und den, welcher die meisten tödtet, für einen sehr glücklichen Liebling der Götter halten? So, glaube ich, würden wohl auch die Juden, wenn sie einen Abscheu vor dem Schweine hätten, es tödten, wie es die Magier mit den Mäusen machen; in Wirklichkeit aber gilt ihnen das Umbringen eines Schweines für ebenso unerlaubt, wie das Essen desselben; und es ist jedenfalls wahrscheinlich, daß sie, wie sie den Esel, der ihnen eine Wasserquelle zeigte, in Ehren halten,*) so auch das Schwein als den Lehrer des Säens und Ackerns verehren; wo nicht, so müßte man sicherlich annehmen, daß dieses Volk auch des Hasenfleisches sich enthalte, weil

*) Mehrere alte Schriftsteller, wie Tacitus, machen den Juden diesen seltsamen Vorwurf.

es an diesem Thier als einem schmutzigen und unreinen Wesen einen Ekel habe.

3. Da fiel Lamprias ein und sagte: Dieß ist in der That nicht der Fall, sondern die Hasen verschmähen sie wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Esel, den sie unter allen Thieren am meisten verabscheuen. Der Hase nämlich gleicht dem Esel in Allem außer der Größe und Schnelligkeit, denn die Farbe und die Ohren, der Glanz der Augen und die Schärfe *) derselben gleichen sich bei beiden erstaunlich, so daß kein anderes kleines Thier mit einem großen so viel Aehnlichkeit in der Körperbildung hat. Falls nämlich die Juden nicht, wie die Aegypter, den Eigenheiten der Thiere nachspüren und die Schnelligkeit und die Schärfe der Sinne an ihnen für göttlich halten: denn der Hasen Auge ist unermüdlich, so daß sie sogar mit offenen Augen schlafen, und auch ihr Gehör soll sehr scharf sein, welches die Aegypter so bewunderten, daß sie in ihrer heiligen Schrift das Wort „Gehör" mit dem Bilde eines Hasen bezeichnen. Das Schweinefleisch aber scheint jenes Volk deßhalb zu verabscheuen, weil die Barbaren überhaupt gegen den weißen Aussatz, welcher die Haut rauh macht, eine große Abneigung haben, und glauben, daß diese Krankheit durch Ansteckung auch die Menschen hinraffe. Das Schwein ist nämlich, wie man sieht, unten am Bauche voll von Aussatz und krätzigem Ausschlag, welche, wie man glaubt, in Folge einer schlechten Beschaffenheit und Verdorbenheit im Innern des Körpers sich auf der Oberfläche desselben zeigen. Es hat jedoch auch ihre schmutzige Lebensweise etwas Schlimmes an sich. Denn man weiß von keinem Thier, das eine solche Vorliebe für den Koth und für schmutzige und unreine Stellen hätte, abgesehen von denjenigen Thieren, welche

*) Statt ἀλμυρόν lesen Andere λαμυρόν: der Muthwille.

eben im Kothe entstehen und leben. Man behauptet auch, daß die Augen der Schweine bezüglich ihres Gesichtskreises so gebrochen und herabgedrückt seien, daß sie Nichts, was über ihnen ist, erfassen und den Himmel nicht sehen können, außer wenn man sie auf dem Rücken trägt und ihre Augapfel dadurch eine ihrer Natur entgegengesetzte Richtung bekommen. Daher werde auch dieses Thier, das sonst fast immer schreie, wenn man es auf diese Weise trage, ruhig und stille, weil es durch den ungewohnten Anblick der Himmelserscheinungen in Staunen gesetzt und durch eine überwältigende Angst am Schreien gehindert werde. Wenn man dann auch die Mythengeschichte herbeiziehen darf, so soll Adonis von einem Schweine getödtet worden sein; dieser Adonis aber wird für identisch mit Dionysus gehalten, eine Ansicht, welche durch viele Festgebräuche der Beiden bestätigt wird. Nach Andern ist Adonis der Liebling des Dionysus gewesen, und Phanokles, ein liebeskundiger Mann, hat folgende Verse darauf gedichtet:

Auf den Gebirgen der heiligen Kypros einst sich ergehend
Hat Dionysus den schönen Adonis entführt.

Sechste Frage:

Wer ist der Gott der Juden?

1. Ueber die letzten Worte erstaunt, erklärte Symmachus: Also willst du, lieber Lamprias, unseren Stammgott,*) „den bacchischen Dionysus, der bei den von ihm zur Raserei begeisterten Weibern in höchster Ehre steht," unter die Geheimnisse der Hebräer einreihen

*) *Πατριώτης* kann auch heißen: den Gott, der dein Landsmann ist, da Lamprias ein Thebaner war.

und einschmuggeln? Oder gibt es denn wirklich einen sicheren Grund dafür, daß Beide, Dionysus und Adonis, identisch seien? Da warf Möragenes ein: Laß diesen in Ruhe, ich als Athener will dir antworten und dir Auskunft geben, daß Beide nicht verschieden sind. Allein die meisten Beweise dafür darf man nur Denen mittheilen und erklären, welche in die großen alle drei Jahre wiederkehrenden Mysterien eingeweiht sind. Was ich aber unter Freunden, namentlich beim Weine, diesem Geschenk des Gottes, sagen darf, bin ich, wenn die Gesellschaft es wünscht, bereit mitzutheilen.

2. Wie nun Alle es wünschten und ihn darum baten, begann er: für's Erste entspricht das größte und heiligste Fest der Juden der Zeit und der Feier nach dem Dionysus. Denn an den sogenannten Fasten, wenn die Weinlese im höchsten Schwange ist, stellen sie unter Zelten und Hütten, die meist aus Wein- und Epheuranken zusammengeflochten sind, Tische mit Sommerfrüchten aller Art auf, wie sie auch den Tag vor dem Feste Hüttenfest nennen. Wenige Tage später sodann feiern sie ein anderes Fest, welches nicht etwa blos vermuthungsweise, sondern wörtlich nach dem Bacchus benannt ist. Es gibt aber bei ihnen auch ein Fest mit dem Namen: das „Tragen von Feigenbaumzweigen" und ein anderes, das „Thyrsustragen", an welchem sie mit Thyrsusstäben in den Händen den Tempel betreten. Was sie in diesem vornehmen, weiß ich nicht; es ist aber wahrscheinlich, daß sie eine Bacchusfeier halten, denn sie bedienen sich, wie die Argiver an den Dionysien, kleiner Trompeten, zur Herbeirufung des Gottes; diesen schließen sich auch Citherspieler an, welche die Juden selbst Leviten nennen, sei es nun, daß dieser Name von Lysius oder eher noch von Euius *) herkommt. Auch ihr Sabbathfest, glaube

*) Beides sind Beinamen des Dionysus.

ich, ist nicht ganz ohne dionysische Feier, denn Viele nennen selbst jetzt noch die Bacchanten Sabben, und rufen diesen Namen aus, wenn sie den Gott mit Orgien verehren, wovon man sich ja aus Demosthenes *) und Menander überzeugen kann, und es wäre nicht ungereimt, anzunehmen, daß dieser Name nach jener leidenschaftlichen Bewegung gebildet ist, in welcher die Bacchanten befangen sind. Und sie selbst bestätigen diese Ansicht dadurch, daß sie bei der Sabbathfeier einander fleißig mahnen, sich im Weine zu betrinken: sind sie aber durch etwas Wichtigeres daran gehindert, so pflegen sie doch wenigstens etwas ungemischten Wein zu verkosten. Auch Folgendes kann man anführen, was bei ihnen dem bacchischen Cultus möglichst gleicht. Den ersten Beweis liefert der Hohepriester, welcher an Festen mit einer Binde um das Haupt, einem mit Gold gestickten Hirschkalbfell als Ueberwurf und in einem bis auf die Füße reichenden Unterkleid nebst Kothurn **) erscheint, und viele Schellen an seinem Kleide hängen hat, welche, wenn er sich bewegt, klingeln, wie man auch bei uns bei der nächtlichen Bacchusfeier Lärm macht und die Ammen des Gottes eherne Becken und Pauken schlagend nennt. Und oben an der Vorderseite des Tempels ***) sieht man den Thyrsusstab und Pauken in Relief abgebildet, Attribute, die doch wohl keinem anderen Gotte als dem Dionysus zukommen. Demgemäß nehmen sie auch keinen Honig mehr zu ihren Opfern, weil man glaubt, er verderbe den Wein, dem er beigemischt werde, während er früher, ehe man den Weinstock kannte, zum Trankopfer und zur Berauschung diente. Und noch jetzt

*) Rede für den Kranz §. 259 f.

**) Ein hoher Stiefel, der durch mehrere starke Sohlen die Gestalt erhöhte, wie ihn die Schauspieler in Heldenrollen trugen.

***) Der Text ist hier unsicher; Wyttenbach liest: an den inneren Wänden.

trinken diejenigen Barbaren, welche keinen Wein bauen, einen Honigtrank und vermindern seine Süßlichkeit durch Beimischung von weinartigen und herben Wurzeln; und die Hellenen bringen gleichfalls die aus Honig bestehenden Trankopfer ohne Wein, weil der Honig seinem Wesen nach dem Weine durchaus entgegen ist. Daß die Juden dieser Ansicht sind, dafür ist auch dieß ein starker Beweis, daß unter den vielen Strafarten, die bei ihnen eingeführt sind, diejenige, welche dem Gestraften den Genuß des Weines für eine vom Richter bestimmte Zeitfrist verbietet, am meisten verhaßt ist. Die, welche diese Strafe leiden — *)

*) Der Schluß dieser Erörterung, so wie die vier letzten Fragen dieses vierten Buches sind verloren gegangen, deren Ueberschriften jedoch erhalten worden. Sie lauten:

7) Warum zählt man die Tage, welche doch ihre Namen von den Planeten haben, nicht nach der Reihenfolge derselben, sondern umgekehrt? Ingleichen: über den Stand der Sonne.

8) Warum trägt man die Siegelringe vorzugsweise am vierten Finger?

9) Soll man auf dem Siegel die Bildnisse der Götter oder weiser Männer führen?

10) Warum essen die Weiber das Herz vom Salat nicht?

Fünftes Buch.

Vorrede.

Lieber Sossius Senekio! Was du gegenwärtig für eine Ansicht über die Genüsse der Seele und des Leibes hast, ist mir wenigstens unbekannt,

— da liegt gar Vieles dazwischen,
Waldumschattete Höh'n und der Meerfluth rauschende Wogen. *)

In früherer Zeit freilich schien mir's, daß du denen nicht beistimmest und nicht gut auf sie zu sprechen seiest, welche der Seele kein eigenes Vergnügen und keinen Gegenstand der Freude, den sie ganz allein für sich hätte, zugestehen und meinen, sie lebe ganz abhängig vom Körper, so daß sie das einemal zu seiner Lust mitlache, das anderemal wieder mit ihm verdrießlich sei, und gleich einem Abdruck oder Spiegel nur die Bilder und Vorstellungen der sinnlichen Empfindung in sich aufnehme. Außer vielen anderen Gründen, durch welche die Falschheit dieser unedlen Ansicht erwiesen wird, bezeugen namentlich die gebildeten und geistreichen Männer, wenn sie nach der Mahlzeit zur

*) Homer Il. I. 156.

Unterredung, wie zu einer zweiten Letzung eilen, und durch Gespräche einander erfreuen, an welchen der Körper gar keinen oder nur ganz geringen Antheil nimmt, ebendadurch, daß die Seele einen eigenen Vorrath von Genüssen in sich bewahrt, und daß diese allein Genüsse der Seele, die anderen dagegen, welche ihr durch die Berührung mit dem Körper mitgetheilt werden, ihr fremd sind. Wie nämlich die Kindswärterinnen, wenn sie die Kinder füttern, *) wenig Vergnügen dabei haben, wenn sie aber dieselben gesättigt und in Schlaf gebracht haben und das Winseln aufhört, für sich allein sind und die ihnen passenden Speisen und Getränke mit Genuß zu sich nehmen können, so nimmt auch die Seele an den Genüssen beim Essen und Trinken Theil, und ist den Gelüsten des Körpers, gleich einer Amme, zu Willen und thut ihm was er verlangt zu Gefallen und beschwichtigt seine sinnliche Begier. Wenn dann der Körper genug hat und ruhig wird, so gibt sie diesen Dienst der Sinnenlust auf und wendet sich fortan ganz ihren besonderen Genüssen zu, indem sie sich an der Unterhaltung und an dem angelernten und selbsterworbenen Wissen und daran ergötzt, daß sie bedeutsame Reden zu hören sucht. Doch warum sollte ich mich dabei aufhalten, da ich doch sehe, daß selbst gemeine und ungebildete Leute nach der Mahlzeit auf andere Ergötzlichkeiten, die mit dem Körper gar Nichts zu schaffen haben, ihre Gedanken richten, und einander Räthsel und Wortspiele und die Bildung von Wörtern nach Zahlen und sinnbildliches Sprechen **) aufgeben.

*) Durch Vorkauen.

**) Andere fassen die beiden letzten Aufgaben in eine einzige zusammen. Da nämlich im Griechischen die Buchstaben zugleich Zahlzeichen sind, so nannte der Eine ein Wort und gab dem Andern auf, ein anderes Wort zu finden, dessen Buchstaben die gleiche Zahl bezeichnen.

Deßhalb würden auch die Mimen und Ethologen, *) ebenso Menander und die, welche seine Stücke spielten, zu Gastmählern zugelassen, nicht etwa, weil sie das Schmerzgefühl des Körpers unterdrückten oder diesem eine sanfte und angenehme Bewegung verschafften, sondern weil die allen Menschen von Natur inwohnende Schaulust und Wißbegierde der Seele für sich eine besondere Ergötzung und einen eigenen Genuß sucht, sobald wir uns von der uns in Anspruch nehmenden Bedienung des Körpers frei gemacht haben.

Erste Frage:

Warum hört man die natürliche Aeußerung des Zornes oder Schmerzes ungern, die nachgemachte aber gerne?

1. Ueber solche Gegenstände sprachen wir auch bei deiner Anwesenheit in Athen, wo wir damals, als der Komödiendichter Straton den Sieg davontrug und viel von ihm gesprochen wurde, bei dem Epikureer Boethus zu Gaste waren, der noch Viele von seiner Sekte eingeladen hatte. Sonach führte uns, wie es bei Gelehrten zu gehen pflegt, die Erwähnung der Komödie auf die Untersuchung des Grundes, warum wir über das Geschrei der von Zorn, Schmerz oder Furcht befallenen Leute, wenn wir es in der Wirklichkeit vernehmen, Aerger und Verdruß empfinden, dagegen die Schauspieler,

*) Der Mimus war ein Schauspiel und hatte die Nachahmung menschlicher Sitten, Leidenschaften und Lebensverhältnisse zum Gegenstande, ohne daß eine Fabel zu Grunde lag; die Ethologen stellten Sitten, Gebärden und Handlungen Anderer dar, um Lachen zu erregen.

welche die Träger dieser Leidenschaften darstellen und ihre Stimme und die Haltung ihres Körpers nachmachen, uns ergötzen. Da gaben fast alle Jene (die Epikureer) den gleichen Grund an, nämlich weil der Nachahmer vor dem, der wirklich in diesem Zustande sich befindet, das voraus habe, daß er nicht wirklich in diesem Zustande sei, und wir dieß wissen, so mache es uns Vergnügen.

2. Ich dagegen erklärte, obwohl ich damit meinen Fuß in einen fremden Reigen setzte: Da wir von Natur mit Vernunft begabt und Kunstfreunde sind, so fühlen wir uns von Allem, was in vernünftiger und künstlerischer Weise geschieht, heimisch angezogen, und bewundern es, wenn es gelingt. Denn wie die Biene in ihrer Vorliebe für das Süße jeder Pflanze, die Honigstoff enthält, eifrig nachjagt, so ist es auch die Art des Menschen, welchem die Liebe zur Kunst und allem Schönen angeboren ist, daß er jedes Kunstwerk und jede Bethätigung, welche von Verstand und Vernunft zeugt, gern und lieb hat. Wenn man nämlich einem kleinen Knaben ein kleines Brod und daneben einen aus Waizenmehl gebackenen kleinen Hund oder Stier vorsetzt, so wird man sehen, daß er nach dem Letzteren greift, und ebenso, wenn ihm der Eine ungeprägtes Silber schenken, ein Anderer aber eine Figur oder einen Becher aus Silber als Geschenk daneben stellen würde, würde er das Letztere vorziehen, an welchem er Kunst und Vernunft bemerkt. Daher haben auch Leute dieses Alters mehr Freude an einem etwas räthselhaften Gespräch und an verwickelten und schwierigen Spielen, denn sie werden schon von selbst und ohne alle Anleitung von allem Netten und Schelmischen angezogen, weil es ihrer Natur gemäß ist. Weil wir nun an Dem, welcher wirklich in Zorn oder Schmerz verfallen ist, nur die gewöhnlichen Affekte und Bewegungen sehen, bei der nachahmenden Darstellung aber, wenn sie gelingt, eine täuschende Gewandtheit vor Augen haben, so pflegen

wir uns im letzteren Falle zu freuen, im ersteren aber zu ärgern. Es geht uns ja auch bei Gegenständen der Beschauung ebenso: denn sterbende und schwer kranke Menschen zu sehen ist uns peinlich; aber das gemalte Bild des Philoktetes und das Erzbild der Jokaste, an welchem der Künstler im Gesichte eine Silbermischung angebracht haben soll, damit das Erz die Farbe eines todten und abgelebten Menschen bekomme, sehen wir gerne und bewundern sie. Und dieß, fuhr ich fort, dient den Kyrenaikern gegen euch, ihr epikureischen Männer, zu einem starken Beweisgrund für ihre Lehre, daß das Vergnügen der Ohren- und Augenweide nicht im Gehör und nicht im Gesicht, sondern in unserer Seele seinen Sitz hat. Denn das fortwährende Geschrei der Henne oder Krähe zu hören ist uns zuwider und lästig; wenn aber Jemand ihr Geschrei nachmacht, so ergötzen wir uns daran. So ist uns auch der Anblick von Schwindsüchtigen zuwider, aber Bildsäulen und gemalte Bilder von Schwindsüchtigen sehen wir gerne, weil unsere Seele von solchen Nachbildungen auf eine ihrer Natur entsprechenden Weise angezogen wird. Und welcher innere und äußerliche Grund trieb denn die Leute, das Schwein des Parmeno so sehr zu bewundern, daß es sprüchwörtlich würde? Ließen ja doch, wie man erzählt, als Parmeno durch sein Nachahmungstalent berühmt wurde, auch Andere im Wettstreit gegen ihn sich hören; wie aber das Publikum in seiner Voreingenommenheit behauptete: es ist gut gemacht, aber Nichts gegen das Schwein des Parmeno, so sei Einer mit einem Ferkel unter der Achsel aufgetreten, und als die Leute, obwohl sie die ächte Stimme hörten, dennoch sich vernehmen ließen: was ist Dieß im Vergleich mit Parmeno's Schwein? habe er das Ferkel mitten unter die Leute springen lassen, um ihnen zu beweisen, daß sie nicht nach der Wahrheit, sondern nur nach dem Scheine geurtheilt haben. Daraus ergibt sich ganz klar, daß die

Empfindung der Sinne nicht auch die Seele in eine gleiche Stimmung versetzt, wenn nicht der Glaube hinzukommt, daß der Vorgang auf gescheidte oder fleißige Weise ins Werk gerichtet worden sei.

Zweite Frage:

Der Wettkampf in der Dichtkunst ist von hohem Alter.

Am Pythienfest *) war die Rede davon, daß man die fremdartigen Kampfarten abschaffen solle. Denn nachdem man zu den früher bestehenden drei Klassen von Wettkämpfen, dem pythischen Flötenspieler, Kitharaspieler und Kitharasänger, auch den Tragiker zugelassen hatte, so konnte man, wie wenn jetzt das Thor geöffnet wäre, dem schaarenweisen An- und Eindringen von Ohrenschmäußen nicht mehr widerstehen. So erhielt zwar das Fest eine angenehme Mannigfaltigkeit und Frequenz, konnte aber seinen ernsten und künstlerischen Charakter nicht auf die Länge erhalten, sondern machte auch noch den Kampfrichtern Vieles zu schaffen und zog ihnen vielfache Feindschaft von Seiten der, wie natürlich, in großer Zahl Unterlegenen zu. Vor Allem aber glaubten sie, müsse das Volk der Prosaisten und Dichter vom Wettkampf ausgeschlossen werden, nicht aus Haß gegen die Wissenschaft, sondern weil sie diese, welche weitaus die Angesehensten unter allen Kämpfern waren, oft abweisen und kränken müßten, sofern sie Alle für ausgezeichnet hielten, und doch nicht Alle Sieger werden konnten. Ich suchte nun im Rathe der Festordner Diejenigen, welche die bestehende Einrichtung abändern wollten, und dem Wettkampfe, wie einem musikalischen Instrumente, seine vielen Saiten und Stimmen zum Vorwurf machten, zu beruhigen; da aber

*) In Delphi.

bei dem Gastmahl, das uns der Preisrichter Peträus gab, das gleiche Thema wieder zur Sprache kam, so nahm ich mich der Musenkunst an und erklärte, daß die Dichtkunst keine verspätete oder neue Kunst sei, die jetzt erst zu den heiligen Spielen komme, sondern schon vor sehr langer Zeit Siegeskränze errungen habe. Nun vermutheten Mehrere, ich werde alte Geschichten auftischen, wie die Leichenfeier des Oeolykus aus Thessalien und die des Amphidamas aus Chalkis, bei welchen beiden, wie man erzählt, Homerus und Hesiodus einen Wettstreit in der epischen Dichtkunst gehalten haben. Allein ich verschmähte diese, weil sie von den Grammatikern schon ganz abgedroschen waren, und ließ auch das bei Seite, daß nach einer von Mehreren angenommenen Lesart bei der Leichenfeier des Patroklus nicht Schleuderer, sondern Redner gemeint seien,*) und daß demnach Achilleus auch Kampfpreise für die Redekunst ausgesetzt habe, und führte nur das an, daß auch Akastus bei der Leichenfeier für seinen Vater Pelias einen Wettkampf der Dichtkunst veranstaltete, in welchem die Sibylle siegte. Als nun Viele gegen mich auftraten und von mir die Nennung eines Gewährsmannes für diese unglaubliche und auffallende Erzählung verlangten, fiel mir dieser glücklicherweise ein und ich erklärte, Alexander in seiner Schrift über Libyen erzähle diese Geschichte. Diese Lektüre, bemerkte ich, ist freilich nicht Jedem zur Hand; aber Polemons Beschreibung der Schatzhäuser in Delphi werden doch wohl Viele von euch sorgfältig lesen, und sie verdient es auch, da der Verfasser in den hellenischen Angelegenheiten sehr bewandert und achtsam ist; dort werdet ihr geschrieben finden, daß in dem sikyonischen Schatzhaus ein goldenes Buch als Weihgeschenk der Dichterin Aristomache

*) Es handelt sich um die Lesarten ὁ ἥμονες oder ὁἡμονες bei Homer Il. XXIII. 886.

aus Erythrä für einen isthmischen Sieg aufbewahrt war. Auch braucht uns Olympia keinen Skrupel zu machen, als ob diesem vom Schicksal eine unveränderliche und ungestörte Dauer seiner Kampfarten bestimmt wäre. Denn zu den pythischen Spielen sind nur drei oder vier musische Wettkämpfe von Außen eingedrungen, die Wettkämpfe in körperlicher Fertigkeit aber haben sich größtentheils in ihrem ursprünglichen Bestande erhalten. Bei den olympischen Spielen dagegen sind alle Kampfarten, mit Ausnahme des Wettlaufes, erst später hinzugekommen, sie führten auch viele ein, die sie später wieder abschafften, wie die Stute als Reitpferd und das Zweigespann der Maulthiere; auch wurde der für den Fünfkampf der Knaben ausgesetzte Preis aufgehoben, und überhaupt wurde an dieser Festfeier Vieles verändert. Ich scheue mich, auch das noch aufzuführen, daß in Pisa in alter Zeit ein Zweikampf eingeführt war, welcher bis zum Mord und Todtschlag der Besiegten oder sich Ergebenden führte, damit ihr nicht wieder einen Gewährsmann für diese Angabe von mir verlanget, und ich dann, wenn mir der Name beim Wein nicht einfiele, zum Gespötte würde.

Dritte Frage:

Warum ist die Fichte dem Poseidon und dem Dionysus geweiht? Ingleichen: Der Wechsel der Fichtenkränze und Eppichkränze bei den isthmischen Spielen.

1. Bei dem Gastmahl, das uns während der Feier der Isthmien in Korinth der Oberpriester Lukanius gab, wurde die Frage erörtert, warum bei den Isthmien der Fichtenkranz eingeführt sei. Da führte der Fremdenführer Prariteles den mythischen Grund dafür an, nämlich die Sage, daß man den vom Meere ausgeworfenen Leichnam des

Melikertes unter einer Fichte gefunden habe. Nicht weit von Megara nämlich sei eine Gegend, welche der Lauf der Schönen heiße, weil über dieselbe nach megarischer Sage die Ino mit ihrem Kinde an's Meer gelaufen sei. Als nun Viele den gewöhnlichen Grund vorbrachten, die Fichte sei dem Poseidon eigen, und Lukanius beifügte, daß dieser Baum auch dem Dionysus geweiht und deßhalb nicht unpassend auch dem Ehrenfeste des Melikertes zugeeignet sei, so bot sich eben dieß als Gegenstand der Erörterung, aus welchem Grunde die Altvordern die Fichte dem Poseidon und Dionysus geweiht haben. Ich erklärte nun, daß ich darin gar nichts Auffälliges finde, weil ja beide Götter die Repräsentanten des feuchten und befruchtenden Prinzipes seien, weßhalb auch, um es kurz zu sagen, alle Hellenen dem Poseidon als Beförderer der Fruchtbarkeit und dem Dionysus als Baumgott opfern. Indeß könnte man auch annehmen, daß die Fichte dem Poseidon für sich allein zukomme, zwar nicht deßhalb, wie Apollodorus meint, weil dieser Baum am Meere wächst, und auch nicht weil er, was auch vorgebracht wird, ebenso den Winden ausgesetzt ist, wie das Meer, sondern ganz besonders wegen der Schiffbaukunst. Denn sie, nebst den ihr verwandten Bäumen der Föhre und Kiefer, liefert nicht nur das beste Schiffsbauholz, sondern auch das Fett des Peches und Harzes, ohne welche die zusammengefügte Holzmasse auf dem Meere nicht zu brauchen wäre. Dem Dionysus dagegen hat man die Fichte zugeeignet weil sie den Wein würzig macht, denn in fichtenreichen Gegenden soll der Weinstock ein besonders gutes Gewächs liefern. Den Grund dafür findet Theophrastus in der Wärme der Erde. Denn die Fichte gedeihe überhaupt in thonigem Boden, die Thonerde aber sei warm, daher sie auch den Wein mildere und das weichste und schmackhafteste Wasser aufsprudeln lasse. Ferner bringt sie, wenn sie unter das Getraide gemischt wird, in diesem einen

reichlichen Zuwachs hervor, weil sie durch ihre Wärme den Waizen reif macht und anschwellt. Aber auch von der Fichte selbst zieht der Wein unzweifelhaft Nutzen, da sie in vielen Beziehungen zu seiner Sicherung und Erhaltung beiträgt. Denn Jedermann verpicht die Weingefässe und Viele mischen Harz unter den Wein, wie in Hellas die Euböer und die Poanwohner in Italien, und aus der Gegend von Vienna in Gallien wird ein mit Pech versetzter Wein eingeführt, den die Römer außerordentlich schätzen. Denn solche Mittel machen den Wein nicht nur wohlriechend, sondern veredeln ihn auch noch in kurzer Zeit, indem sie die unvergohrenen und wässerigen Stoffe in ihm vertilgen.

2. Nachdem ich so gesprochen, begann Eleutherius,*) der als der Belesenste unter den Rednern galt: Um's Himmels willen, ist denn nicht erst vor ganz kurzer Zeit der Fichtenkranz bei den Isthmien hier eingeführt worden, während man vorher Eppichkränze hatte? So hört man in der Komödie einen goldgierigen Mann sagen:

Die Isthmien gäb' ich gern zu gleichem Preise hin,
Um welchen man den Eppichkranz verkaufen kann. **)

Auch erzählt der Geschichtschreiber Timäus, den Korinthern seien, als sie zu dem Kampfe mit den Karthagern um Sicilien ausrückten, Leute begegnet, welche Eppich bei sich hatten. Da nun die Mehrzahl dieß als ein ungünstiges Vorzeichen ansah, weil der Eppich für

---

*) Statt dieses Namens gibt der hergebrachte Text ἐλευθερίοις: Derjenige unter den Rednern, welcher für den größten Kenner der schönen Literatur galt.

**) Andere vertheilen diese Verse an zwei Personen:

A. Ich möchte gern verkaufen meinen Isthmuspreis.

B. Wie hoch ist denn der Preis für einen Eppichkranz?

ungünstig gelte, und man von gefährlich Kranken sage, sie haben Eppich nöthig, so habe Timoleon sie damit beruhigt, daß er sie an die isthmischen Eppichkränze erinnerte, mit welchen die Korinther die Sieger krönen. Damit stimmt überein, daß das Admiralschiff des Antigonus, auf dessen Hinterdeck von selbst eine Eppichstaude erwuchs, davon den Namen Isthmia erhielt. Und folgendes Skolion bezeichnet deutlich *) einen mit Eppich durchbrochenen irdenen Weinkrug. Es lautet so:

Der Pallas Erde, von dem Feuer hart gebrannt,
Verschließt des raschen Dionysus schwarzes Blut,
Um ihren Rand herum geschmückt mit Isthmuslaub.

Dieß haben wahrlich Diejenigen nicht gelesen, **) welche den Fichtenkranz nicht für etwas Fremdartiges und Neues gelten lassen, sondern zu einem aus dem Lande und aus alter Zeit stammenden Isthmienkranz erheben. Damit machte er Eindruck auf die Jüngeren, weil er für einen vielwissenden und sehr gelehrten Mann galt.

3. Lukanius dagegen sah mich mit lächelnder Miene an und sprach: O Poseidon, welche Masse von Gelehrsamkeit? Andere haben sich, wie es scheint, unsere Unwissenheit und Ungelehrigkeit zu Nutze gemacht und uns von dem Gegentheil überzeugt, daß die Fichte der althergebrachte Siegeskranz gewesen, der Eppichkranz aber, um dem Herakles nachzueifern, als Fremdling von Nemea zu uns gekommen sei, und den Fichtenkranz, weil er für ein heiliges Fest nicht gepaßt, verdrängt habe; einige Zeit nachher aber habe der Fichtenkranz sein Ehrenamt wieder erlangt und stehe jetzt in höchster Ehre.

*) Statt dessen kann es auch heißen: „Folgendes nicht unklare Skolion bezeichnet".

**) Wyttenbach vermuthet: Dieß sagte er, weil er diejenigen Schriftsteller nicht gelesen hatte.

Ich für meine Person war davon überzeugt, und dachte der Sache weiter nach, und besann mich auf eine Menge Zeugnisse dafür, auf die ich aufmerksam machte. So dichtet z. B. Euphorion über den Melikertes:

Weinend legten den Knaben sie hin auf Zweige der Fichte,
Welche von da an werden als Siegeskränze getragen;
Denn es hatten noch nicht die schweren Hände zermalmet
Charo, der Meme Sohn am Ufer des Vaters Asopus,
Von wo an sie umwanden die volleren Kränze des Eppichs.

Noch deutlicher erklärt dieß Kallimachus, wo er den Herakles über den Eppich sagen läßt:

Und die Aletiden *) werden bestimmen als Kranz
Wenn sie feiern das Wettkampffest des Gottes Aegäon,
Ihm, dem älteren, zum Zeichen des isthmischen Siegs,
Um Nemea zu gleichen, und werden verschmähen die Fichte,
Die in Ephyra **) zuvor hatte die Sieger bekränzt.

Außerdem glaube ich auch noch eine Schrift des Patrokles gelesen zu haben, der von den Isthmien berichtet, man habe den ersten Wettkampf um einen Fichtenkranz gehalten; als aber später das Fest für ein heiliges erklärt wurde, so nahmen sie vom nemeischen Feste den Eppichkranz auch bei sich an. Dieser Patrokles gehörte zu Denen, welche in der Akademie bei Xenokrates studirten.

Vierte Frage:

Die homerische Redensart: „Mische reineren Wein". ***)

1. Mehrere unter den Gästen fanden es lächerlich, daß Achilleus

*) Ein korinthisches Königsgeschlecht.
**) Alter Name von Korinth.
***) D. h. mit weniger Wasser. Griechisch: Ζωρότερον δὲ κέρασε.

dem Patroklus befiehlt, reineren Wein einzuschenken, und als Grund dafür angibt:

Denn die geliebtesten Männer empfieng ich unter dem Obdach. *)

Da versicherte unser Freund Nikeratus aus Makedonien mit Bestimmtheit, das Wort Zoros bedeute hier nicht „ungemischt" sondern „warm", und komme von den beiden Wörtern „Lebenswärme" und „Sieden" **) her, und es sei auch ganz begreiflich, daß man, wenn Freunde kommen, einen anderen Mischkessel von Neuem mische; da ja auch wir, wenn wir den Göttern einen Opfertrank ausgießen wollen, eine frische Mischung vornehmen. Der Dichter Sosikles dagegen erinnerte daran, daß Empedokles gesagt habe, bei der allgemeinen Umwandlung der Welt werde das zuvor Ungemischte zum Gemischten werden, und also unter Zoros nicht das Ungemischte, sondern das gehörig Gemischte verstehe, somit Nichts hindere anzunehmen, daß Achilleus dem Patroklus aufgetragen habe, er solle ihm einen zum Trinken passend gemischten Wein herrichten; daß er aber statt „rein" gesagt habe „reiner", wie dieß auch bei andern Eigenschaftswörtern vorkomme, ***) könne nicht auffallen, da ja sehr häufig der Comparativ statt des Positivs gebraucht werde. Freund Antipater dagegen bemerkte, in der alterthümlichen Sprache werden die Jahre Horoi genannt, und die Anhängsilbe Za bezeichne gewöhnlich eine Steigerung; so werde denn ein viele Jahre alter Wein von Achilleus Zoros †) genannt.

---

*) Il. IX. 202 f.

**) Ζωτικόν und Ζέσις.

***) Als Beispiele dafür sind im Texte genannt δεξίτερος statt δέξιος und θηλύτερος statt θῆλυς.

†) Zusammengezogen aus Zaoros.

2. Hierauf rief ich den Gästen ins Gedächtniß, daß Manche unter Zoroteron das Warme, dieses Warme aber im Sinne von „schnell" verstehen, wie auch wir manchmal unsere Dienstboten anfeuern, ihren Dienst hitziger anzufassen. Es ist aber, erklärte ich, ein kindischer Eifer von euch, daß ihr, um nicht den Achilleus als widersinnig erscheinen zu lassen, euch nicht zu der Annahme verstehen wollet, daß Zoros das Ungemischte bedeute, wie dieß auch Zoilus von Amphipolis vermuthete, obwohl er nicht daran dachte, erstens, daß Achilleus wohl wußte daß Phönix und Odysseus als ältere Männer, wie alle Greise, nicht den verwässerten, sondern den wenig gemischten Wein lieben, und deßhalb befahl, die Mischung stärker zu machen. *) Andererseits zog er, da er ein Schüler des Chiro und in der Körperpflege sehr erfahren war, gewiß auch das in Erwägung, daß für Körper, welche in ungewohnter Ruhe und Unthätigkeit sich befinden, eine schwächere und mildere Mischung besser passe. Denn auch seinen Pferden ließ er mit gutem Grunde unter dem anderen Futter Eppich geben, weil die Pferde durch ungewohnte Ruhe an den Füßen gelähmt werden, wogegen der Eppich das beste Mittel ist. Sonst wenigstens findet man in der Ilias Niemand, der seinen Pferden Eppich oder ein anderes grünes Futter der Art zu fressen gegeben hätte. Aber weil Achilleus die Heilkunde verstand, so sorgte er einerseits für seine Pferde, wie es die Umstände erforderten, und ließ andererseits seinem eigenen Körper nur die am leichtesten zu ertragende Nahrung zukommen, weil diese im Zustande der Unthätigkeit am gesündesten ist; weil er aber Männer, welche den Tag über im Kampf der Schlachten standen, nicht in dem gleichen Maße wie die Unthätigen bewirthen wollte, befahl er die Mischung stärker zu machen. Aber auch seiner

*) D. h. so, daß der Wein stärker bleibe.

ganzen Natur nach erscheint Achilleus nicht als Trinker, sondern als unfreundlicher Charakter,

Denn nicht sanft war Jener gesinnt, nicht freundlichen Herzens,
Sondern ein heftig Gemüth — *)

und er sagt selbst ganz offen von sich, daß er viele Nächte schlaflos zubringe; ein kurzer Schlaf aber genügt nicht für Die, welche ungemischten Wein trinken. Und in seiner Schmähredе gegen Agamemnon nennt er ihn in erster Reihe einen Trunkenbold, weil er die Trunksucht mehr als alle anderen Laster verabscheute. Nach allem Diesem ist anzunehmen, daß er, als die Gäste bei ihm erschienen, sorglich darauf bedacht war, daß nicht die bei ihm gewohnte Weinmischung für Jene zu schwach und ungenügend erfunden werde.

Fünfte Frage:

Das Einladen vieler Gäste.

1. Bei den Gastmählern, welche bei meiner Rückkehr aus Alexandria von Jedem unter meinen Freunden zu meinem Empfang gegeben wurden, lieferten uns gewisse Unbequemlichkeiten, die bei dem Lagern am Tische sich ergaben, vielen Stoff zur Besprechung. Denn es wurde immer eine Menge Solcher eingeladen, von denen man vermuthete, daß sie mit mir in irgend einer, wenn auch nur entfernten, Beziehung stehen. So führten die Gastmähler zu einer lärmenden Unterhaltung und frühem Auseinandergehen. Wie dann aber der Arzt Onesikrates nicht Viele, sondern nur die nächsten Bekannten und Freunde einlud, kam ich auf den Gedanken, daß das, was Platon über

*) Il. XX. 467 f.

die Erweiterung einer Stadt sagt, ebenso auch vom Gastmahl gelte. Denn auch ein Gastmahl hat seinen gehörigen Umfang, so lange es sich als solches erhalten kann, wenn es aber in Folge der Ueberzahl diese Grenze überschreitet, und dann die wechselseitige Unterhaltung und die gleichmäßige Theilnahme an freundschaftlichem Umgang und die Bekanntschaft aufhört, so ist es kein Gastmahl mehr. Denn man kann bei einem solchen keinen Adjutanten, wie beim Heere, und keinen Signalgeber, wie auf den Schiffen, brauchen, sondern die Gäste müssen persönlich mit einander verkehren, so daß auch beim Gastmahle, wie beim Chore, der Hinterste den Vordersten versteht.

2. Nach diesen Worten von mir sprach mein Großvater Lamprias zu der Gesellschaft: Also haben wir nicht nur bei der Mahlzeit, sondern auch bei der Einladung Mäßigkeit nöthig. Denn es gibt wohl auch in der Höflichkeit ein Uebermaß, wenn man nämlich glaubt, man dürfe keinen Bekannten bei einer Gastung übergehen, und, wie zu einem Schauspiel oder einer Musik, Alle herbeizieht. Ich wenigstens glaube, daß ein Gastgeber, bei dem es an Brod und Wein fehlt, sich nicht so lächerlich macht, wie der, welchem es am Raume und an Plätzen fehlt, von welchen doch immer für Gastfreunde und Fremde, die nicht geladen sind, sondern von selbst kommen, ein hinlänglicher Vorrath bereit gehalten werden sollte. Und doch könnte man, wenn Brod und Wein ausgeht, die Schuld auf die Dienerschaft wälzen, daß sie es entwendet habe, aber der Mangel an Platz und die völlige Verwendung desselben für die Masse der Eingeladenen ist immer dem Gastgeber als Nachlässigkeit aufzurechnen. Hesiodus findet außerordentlichen Beifall wegen des Ausspruchs:

Wahrlich im Anfang herrschte das Chaos,

denn es mußte doch für das, was erst entstehen sollte, vorher ein Raum oder Platz vorhanden sein, und nicht so, wie mein Sohn gestern

ein Abendessen gehalten hat, bei welchem nach des Anaxagoras Spruch alle Dinge zugleich da waren. Wenn es aber auch an Platz und Bedarf nicht fehlt, so muß man eine zahlreiche Gastung doch schon um ihrer selbst willen vermeiden, weil sie der Gesellschaft den Verkehr und die Unterhaltung unmöglich macht. Denn es geht noch eher an, dem Gastmahl den Wein zu entziehen, als die gemeinsame Unterhaltung. Daher nannte auch Theophrastus die Barbierstuben *) wegen der Geschwätzigkeit der Leute, die dort bei einander sitzen, scherzweise ein Trinkgelage ohne Wein. Wer aber viele Leute bei einer Gastung vereinigt, der macht die gemeinschaftliche Unterhaltung unmöglich und bringt es vielmehr dahin, daß nur Wenige sich mit einander unterhalten können, und daß sich aus Zweien oder Dreien besondere Cirkel bilden, die nur unter sich ein Gespräch führen und Diejenigen, welche weit von ihnen wegsitzen, weder kennen noch sehen, weil sie so weit wie die Enden einer Rennbahn von ihnen entfernt sind:

Einerseits zu dem Zelte des Telamonischen Ajas,
Andererseits zu Achilleus Zelt. **)

Daher thun die Reichen nicht gut daran, wenn sie, um zu prunken, Speisesäle mit dreißig Tischlagern und noch größer herrichten, denn dieß sind nur Vorrichtungen zu Gastmählern ohne allen freundschaftlichen Verkehr, welche eher einen Versammlungsvorsteher ***) als einen Trinkmeister erfordern würden. Doch diesen muß man es zu Gute halten, denn sie glauben der Reichthum sei werthlos und in

*) In den Barbierstuben kamen, wie in unsern Kaffeehäusern, die müßigen Schwätzer zusammen.

**) Il. XI. 7 f.

***) Der Anführer einer festlichen Volksversammlung.

Wahrheit vor dem Tageslicht versteckt, wenn er nicht, wie die Tragödien, Beschauer zu Zeugen habe. Wir aber können uns gegen die großen Gesellschaften dadurch helfen, daß wir öfters kleine Gesellschaften einladen. Diejenigen freilich, welche nur selten und nach langem Harren Gastungen halten, sind genöthigt, jeden auch noch so entfernten Verwandten oder Bekannten auf die Liste zu setzen; wer aber fortwährend drei bis vier Gäste ladet, macht sich das Gastmahl, wie bei einer Fähre, leicht. Zur Unterscheidung unter den zahlreichen Freunden dient die beständige Beachtung des Anlasses. Denn wie wir bei Anliegen nicht alle, sondern nur die für den jeweiligen Fall passenden Freunde zu Hülfe nehmen — so, wenn wir Rath suchen, die gescheidtesten, wenn wir einen Prozeß führen die, welche am Besten sprechen, und, wenn wir verreisen, die, welche gut zu leben wissen und freie Zeit haben, — so muß man auch zu Gastungen immer nur die für die besondere Gelegenheit Passenden zuziehen. So sind z. B., wenn der Statthalter bei Jemand speist, die Beamten, welche diesem befreundet sind, und die ersten Männer der Stadt passend; bei Hochzeits- und Geburtstagsfesten unsere Verwandten und Diejenigen, welche den gleichen Familiengott mit uns haben; und bei solchen *) Empfangs- und Abschiedsessen muß man Solche versammeln, welche dem, welchem zu Ehren es geschieht, wohlgefällig sind. Denn auch wenn wir einem Gotte opfern, beten wir nicht zu allen anderen Göttern, welche den Tempel und Altar mit ihm gemeinsam haben, sondern wir mischen drei Krüge, und bringen aus dem ersten jenem Gotte, aus dem zweiten anderen, und aus dem dritten wieder anderen Göttern ein Trankopfer. Denn der Neid ist aus dem Chore der Götter verbannt; und göttlich schön ist auch der Chor der Freunde,

*) Wie das gegenwärtige.

wenn er bei den Gesellschaften mit wohlwollender Gesinnung vertheilt wird.

Sechste Frage:

Warum sitzt man bei Tische Anfangs eng, hernach aber geräumig?

Kaum war diese Erörterung zu Ende, so wurde darüber verhandelt, warum die Gäste Anfangs enge auf einander, später aber bequem liegen, während man doch von der Anfüllung des Körpers mit den Speisen das Gegentheil erwarten sollte. Einige nun suchten den Grund in der verschiedenen Art und Weise des Lagerns, denn während des Essens lege man sich gewöhnlich der Breite nach hin, um mit der rechten Hand nach dem Tische langen zu können; nach dem Essen aber wende man sich mehr nach der Seite hin und der Körper komme in eine länglichte Lage, weil er, so zu sagen, nicht mehr der Fläche nach, sondern der Linie nach seinen Raum einnimmt. Wie nun die Würfel, wenn sie grad auffallen, weniger Raum einnehmen als wenn sie auf die Seite fallen, so neige sich auch Jeder von uns im Anfang gegen das Gesicht hin, weil er nach der Tafel hinsieht, später aber verändere er seine Lage aus der Breite in die Tiefe. Die Mehrzahl dagegen führte das Nachgeben des Polsters als Grund an, denn durch den Druck beim Biegen werde es breiter und gehe aus einander, gerade wie die Schuhe, wenn sie durch den Gebrauch abgerieben werden, bald nachgeben und ihre Poren weiter öffnen, und so dem Fuße mehr Raum und freie Bewegung gönnen. Unser guter Alter*) aber bemerkte scherzend, jedes Gastmahl habe

*) Ohne Zweifel Plutarch's auch in der vorigen Frage genannter Großvater Lamprias.

zwei einander sehr unähnliche Vorsteher und Befehlshaber, im Anfang nämlich den Hunger, bei welchem von Taktik keine Rede sei, später aber den Dionysus, der allgemein für einen sehr guten Heerführer gehalten wird. Wie nun Epaminondas, als das Heer durch die Ungeschicklichkeit seiner Führer auf ein ungünstiges Terrain gerieth, wo es sich unter einander selbst verwickelte und in Unordnung kam, den Oberbefehl übernahm und dasselbe befreite und wieder in Ordnung brachte, ebenso übernimmt uns, wenn wir im Anfang durch den Hunger wie Hunde unter einander gewürfelt worden sind, eben dann der Befreier und Chorführer Dionysus und bringt uns in eine heitere und gefällige Lage.

Siebente Frage:

Die sogenannte Beherung.

1. Als bei einem Gastmahle die Rede auf die kam, welche nach der Sage Beherer sein und ein bezauberndes Auge haben sollen, so sahen alle Andern die Sache ganz verächtlich an und lachten darüber. Nur unser Gastgeber Mestrius Florus bemerkte, die Thatsachen unterstützen diese Sage in erstaunlicher Weise, und es sei unrecht, eine Thatsache deßhalb für unglaublich zu halten, weil man ihren Grund nicht kenne, während doch von unzähligen Erscheinungen, deren Realität augenscheinlich sei, der Grund uns unbekannt sei. Ueberhaupt aber, fuhr er fort, wer in allen Dingen das Begreifliche sucht, der nimmt Allem sein Wunderbares. Denn wo die Kenntniß des Grundes mangelt, da beginnt eben das Zweifeln, d. h. das Philosophiren. Daher heben Diejenigen, welche das Wunderbare nicht glauben, gewissermaßen die Philosophie auf. Und doch muß man das, weßwegen etwas geschieht, mit der Vernunft zu ermitteln

suchen; daß es aber wirklich geschieht, entnehmen wir aus der Geschichte. Man erzählt nun aber viele solche Fälle. Ich kenne nämlich Leute, welche durch ihren Blick den Kindern sehr viel schaden, denn die feuchten und schwachen Naturen werden von ihrem Blicke gefaßt und in einen schlechteren Zustand verwandelt, während die festen und bereits kompakten Naturen weniger davon empfinden. Doch aber erzählt Phylarchus, daß die Theber, welche in früherer Zeit am Pontus gewohnt haben, nicht blos auf Kinder, sondern auch auf Erwachsene tödtlich wirken, denn wenn man ihren Blick und ihren Hauch und ihre Stimme an sich kommen lasse, zehre man ab und werde krank. Diese Thatsache erfuhren wahrscheinlich Diejenigen, welche in jenen Gegenden Leute aller Art als Sklaven aufkauften und wegführten. Allein dieses Beispiel ist vielleicht weniger auffallend, weil die Berührung und Ansteckung hier einen einleuchtenden Grund für die Wirkung bietet. Denn wie, wenn man Adlerfedern mit den Federn anderer Vögel vermengt, die letzteren enthaart und zerstört werden und verbleichen, da die Pflaumfedern durch die Nässe verfaulen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch die Berührung des einen Menschen zuträglich, die eines anderen widerwärtig und schädlich ist. Daß also Menschen durch den Blick eines Andern beschädigt werden, ist, wie gesagt, eine Thatsache, die man aber nicht glauben will, weil der Grund dafür schwer zu finden ist.

2. Und doch, erklärte ich, hast du gewissermaßen die Spur und die Bahn *) des Grundes bereits aufgefunden, da du auf die Ausströmungen der Körper gekommen bist. So sind auch der Geruch und die Stimme und der Athemzug Ausflüsse und Theile von lebenden Wesen, welche, wenn sie von unsern Sinnorganen erfaßt werden,

*) Ein Bild von der Jagd.

auf diese einwirken. Und noch viel wahrscheinlicher ist es, daß solche Ausdünstungen der lebenden Wesen eine Folge der Wärme und Aufregung sind, denn der Lebensgeist befindet sich gleichsam in einer Wallung und Schwingung, und wenn er damit den Körper berührt, so gibt dieser ununterbrochen gewisse Ausströmungen von sich. Daß dieß aber ganz besonders mittelst der Augen geschieht, ist natürlich, denn das Gesicht, das überhaupt sehr beweglich ist, verbreitet mittelst des Lebensgeistes, der einen feurigen Glanz ausströmt, eine außerordentliche Wirkung, der zufolge der Mensch Vieles leidet und thut, denn er wird durch die Wirkung dessen, was er sieht, gleichmäßig von Freude, wie von Widerwillen ergriffen, und zur Liebe, dieser stärksten und heftigsten Affektion der Seele, gibt der Blick den ersten Anstoß. Denn ein Verliebter zerfließt und schmachtet, wenn er seinen Geliebten ins Angesicht sieht, wie wenn er ganz in ihnen aufgehen wollte. Deßhalb, meine ich, muß man sich höchlich über Diejenigen verwundern, welche glauben, der Mensch könne durch das Gesicht zwar Eindrücke bekommen und beschädigt werden, aber nicht selbst damit wirken und schaden; da doch der gegenseitige Anblick schöner Personen, und das was aus den Augen ausstrahlt, sei es nun ein Lichtstrahl oder eine Strömung, die Verliebten zerschmilzt und vernichtet durch den mit Schmerzgefühl verbundenen Freudenrausch, den sie selbst als bittersüß bezeichnen. Denn weder durch die Berührung, noch durch das Gehör werden sie so überwältigt und bethört, wie durch den gegenseitigen Anblick. Also vom Gesichte geht eine solche Anregung und Entzündung aus, daher man Diejenigen für ganz unerfahren in Liebessachen halten muß, welche sich darüber verwundern, daß das medische Naphtha *) sich aus der Ferne entzündet, während doch der

*) Ein feines, leicht entzündliches Oel.

Anblick der Geliebten auch aus weiter Ferne in dem Herzen der Liebhaber Feuer anzündet. Und doch haben wir schon viel von dem Heilmittel der Gelbsucht gehört, daß sie durch den Anblick des Charadrius *) geheilt wird. Dieses Thier scheint die natürliche Eigenschaft zu haben, daß es diese äußerlich hervortretende Krankheit mittelst des Gesichtes wie eine Strömung an sich zieht und in sich aufnimmt. Daher sehen die Regenpfeifer die Gelbsüchtigen nicht an und halten nicht Stand, sondern wenden sich mit verschlossenen Augen ab, nicht, wie Manche glauben, weil sie dem Kranken die von ihnen ausgehende Heilkraft mißgönnen, sondern weil sie dadurch einen heftigen Stoß erleiden. Und unter den sonstigen Krankheiten geht keine so häufig und schnell auf die Umgebung über, wie die Triefäugigkeit; so stark ist die Fähigkeit des Gesichtes, auf den Zustand eines Anderen zu wirken.

3. Da bemerkte Patrokleas: Du hast völlig Recht, soweit es sich von körperlichen Einwirkungen handelt; aber auf welche Art theilen die von der Seele ausgehenden Wirkungen, zu welchen auch die Beherung gehört, denen, welche ihnen unter die Augen kommen, mittelst des Gesichtes ein Uebel mit? Darauf erwiderte ich: weißt du nicht, daß die Seele ihre Stimmung dem Körper mittheilt? Es regen ja wollüstige Vorstellungen die Schamglieder auf, und die Wuth der Hunde im Kampfe mit Thieren verlöscht oft ihr Augenlicht und macht sie blind; Kummer, Geiz und Eifersucht verändern die Gesichtsfarbe und zerrütten die Gesundheit. Und der Neid, der ebenso wie diese Eingang in die Seele findet, theilt auch dem Leibe ein schlechtes Aussehen mit, welches die Maler, wenn sie einen neidischen Gesichtausdruck andeuten wollen, gut nachzumachen wissen. Wenn

*) Ein gelblicher Vogel, den man für den Regenpfeifer hält.

nun solche neidisch gesinnte Personen auf Jemand den Blick heften, und die Augen, welche dem Sitz der Seele so nahe liegen, die Schlechtigkeit aus dieser an sich ziehen, so finde ich nichts Auffallendes und Unglaubliches daran, wenn sie dann wie vergiftete Pfeile gegen die, welche ihnen unter die Augen kommen, hervorbrechen. Denn auch der Biß der Hunde ist gefährlicher, wenn sie gerade in der Wuth sind, und der menschliche Samen, wird behauptet, wirke viel stärker, wenn man sich im Drange der Liebe begatte. Ueberhaupt stärken und steigern die Stimmungen der Seele die Kräfte des Körpers. Daher glaubt man auch, die sogenannten Amulete schützen darum gegen den Neid, weil sie durch ihre auffallende Gestalt*) den Blick auf sich ziehen, so daß er schwächer auf die Person eindringe. Damit, lieber Florus, möge mein Beitrag zum Gastmahl bezahlt sein.

4. Wenn wir, warf Soklarus ein, deine Bezahlung zuvor geprüft haben, denn ich finde darin etwas Unächtes. Wenn wir nämlich auch die Volkssagen über die Beherung für wahr annehmen, so weißt du doch sehr wohl, daß man auch Fremden und Verwandten, mitunter selbst auch den Vätern, ein beherendes Auge zuschreibt, daher die Weiber ihnen ihre Kinder nur selten zeigen und sie dieselben nicht lange ansehen lassen. Wie sollte man nun aber dieß für eine Wirkung des Neides halten? Und weiter, was willst du, bei Zeus, von Denen sagen, welche, wie man erzählt, sich selbst beheren? denn ohne Zweifel hast du auch davon gehört, oder doch wenigstens die Verse gelesen:

Schön auch flatterte einst des Eutelidas Haar, doch am Ende
Ward der verderbliche Mann vom eigenen Bild in des Flusses
Strudel behert und schnell ergriffen von häßlicher Krankheit.

---

*) Die Amulete bestanden in einer monströsen, menschlichen oder thierischen Gestalt, wie Käfer, Heuschrecken und dergleichen.

Nach der Sage nämlich hielt Eutelidas sich für sehr schön und wurde von dem Anblick seines eigenen Bildes so stark afficirt, daß er in eine Krankheit fiel und mit der Schönheit auch die Gesundheit verlor. Sieh' nun zu, mit welchen Gründen du solche auffallende Erscheinungen erklären willst.

5. Unter anderen Umständen würde mir dieß nicht wohl gelingen; da ich aber, wie du siehst, aus einem so großen Becher trinke, so fasse ich Muth. Ich behaupte nämlich, daß alle Leidenschaften, welche lange Zeit in der Seele fortbestehen, in dieser schlechte Gewohnheiten erzeugen, welche, wenn sie die Kraft des zur Natur Gewordenen erlangt haben, vom nächsten besten Anlaß aufgeregt werden und die Menschen oft selbst wider Willen zu den ihnen entsprechenden und gewohnten Leidenschaften fortreißen. Denke an die Furchtsamen, welche sich selbst vor dem fürchten, was retten kann, an die Jähzornigen, welche selbst mit ihren Liebsten nicht auskommen, und an die zügellosen Wüstlinge, welche zuletzt die heiligsten Körper nicht mehr verschonen können, denn die Gewohnheit ist im Stande die Neigung auf das ihr Zusagende hinzuleiten, und wenn Einer einmal zum Wanken neigt, so stolpert er unvermeidlich über Alles, was ihm in den Weg kommt. So darf man sich also nicht wundern, wenn Diejenigen, welche eine Neigung zum Neid und zur Beherung in sich ausgebildet haben, dieselbe ihnen inwohnende Regung auch gegen ihre Verwandten empfinden, und in Folge dessen nicht das thun, was sie wollen, sondern das, wozu ihre Natur sie treibt. Denn wie die Kugel nach Art der Kugel und der Cylinder cylindrisch sich bewegen müssen wegen der Verschiedenheit ihrer Form, so setzt auch einen so in Neid Versunkenen sein Seelenzustand gegen Alles in eine neidische Stimmung. Ja es ist sogar wahrscheinlich, daß sie Denjenigen noch mehr schaden, von Denen sie als Verwandte sehnsüchtig geliebt werden.

Was aber den vortrefflichen Eutelidas und die andern Leute betrifft, welche im Rufe stehen, daß sie sich selbst beheren, so scheint mir dieses ganz natürlich zuzugehen. Denn der höchste Grad körperlichen Wohlbefindens ist nach Hippokrates immer gefährlich, und wenn die Körper auf diese höchste Spitze gelangen, so bleiben sie hier nicht stehen, sondern neigen sich und schwanken nach der entgegengesetzten Seite hin. Wenn sie dann massenweise zulegen und sehen, daß sie über alle Erwartung gedeihen, und sich dann mit Bewunderung betrachten, so ist der Körper bereits nahe am Umschlag, und wenn es nun mit ihrer Gesundheit schlechter geht, so sagt man von ihnen, sie haben sich selbst behext. Dieß geschieht aber leichter, wenn die Strömung der Augen in das Wasser, als wenn sie in Spiegel anderer Art sich versenkt, denn das Wasser haucht diese Strömung gegen Diejenigen, welche hineinsehen, wieder aus, so daß sie durch dasselbe Mittel, mit welchem sie Andern geschadet haben, selbst Uebles erleiden. Das Gleiche kommt wahrscheinlich auch bei kleinen Kindern vor, wo dann fälschlich die Schuld Solchen zugeschrieben wird, welche die Kinder ansehen.

6. Als ich zu Ende war, begann Cajus, des Florus Schwiegersohn: Also verdienen die Bilder des Demokritus, gleich den Aegiern und Megarern,*) gar keine Beachtung? „Dieser nämlich behauptet, es gehen von den Augen Bilder aus, welche weder empfindungs- noch willenlos, und von der Schlechtigkeit und Mißgunst der Menschen, von denen sie ausgehen, angefüllt seien. Mit diesem Inhalte drücken sie sich in die Menschen, welche behext werden,

*) Den Aegiern oder Megarern soll Apollo das Orakel ertheilt haben, sie kommen den übrigen Hellenen gegenüber gar nicht in Betracht.

ein und bleiben in ihnen und verbinden sich mit ihnen, und ängstigen und verderben sie an Leib und Seele. Dieß, glaube ich, ist die Ansicht des Demokritus, die er selbst in bewundernswerther und großartiger Sprache vorträgt. Ja wohl, erwiderte ich, aber das wundert mich, daß ihr nicht bemerkt habt, wie ich von diesen Ausströmungen Nichts weiter als die Seelenhaftigkeit und Willenskräfte hinweggelassen habe, um nicht den Verdacht zu erregen, ich wolle euch in so später Nacht durch Vorführung beseelter und mit Verstand begabter Erscheinungen und Gespenster schrecken und außer Fassung bringen. Morgen früh also, wenn's gefällig ist, werden wir dieß vornehmen.

Achte Frage:

Warum nennt Homer den Apfelbaum Aglaokarpos und Empedokles die Aepfel Hyperphloia?

1. Bei einem Gastmahl in Chäronea, wo vielerlei Obstsorten aufgetischt wurden, fiel es einem der Gäste ein, folgenden Vers *) laut herzusagen:

Liebliche Feigenbäum', fruchtprangende Bäume mit Aepfeln

und grünende Oelbäume. Da entstand nun die Frage, warum der Dichter die Apfelbäume vorzugsweise fruchtprangend nenne. Der Arzt Tryphon bemerkte, dieß gründe sich auf eine Vergleichung der Frucht mit dem Baume, sofern dieser, obwohl er sehr klein und unansehnlich sei, doch eine so schöne und große Frucht trage. Ein Anderer behauptete, eine solche Vereinigung aller Schönheiten sei sonst an

*) Od. VII. 115.

keiner Baumfrucht zu sehen. Denn der Apfel sei für die Berührung so rein wie das Veilchen, indem er die Finger der ihn Berührenden nicht beschmutze, sondern mit Wohlgeruch erfülle, dazu einen lieblichen Geschmack habe und dem Geruch und den Augen hohen Genuß biete. Daher werde er auch, weil er alle Sinnorgane gleich sehr ergötze, mit Recht gepriesen.

2. Dieses, erwiderte ich, ist damit hinlänglich erklärt; wenn aber Empedokles dichtete:

Drum spätreife Granaten und Aepfel von kräftigem Wachsthum,

so ist zwar das Beiwort der Granaten leicht daraus zu erklären, daß ihre Frucht erst am Ende des Spätherbstes und bei abnehmender Sommerhitze reif wird, denn die Sonne läßt ihre schwache und kärgliche Feuchtigkeit keine Gestalt gewinnen, ehe die Temperatur kälter zu werden anfängt, daher auch Theophrastus behauptet, dieses sei der einzige Baum, dessen Frucht im Schatten besser und schneller zur Reife komme. In welchem Sinne dagegen der Dichter die Aepfel kräftig *) nenne, darüber, erklärte ich, sei ich im Zweifel, zumal da dieser Dichter nicht gewohnt sei, zum Behuf eines schönen Stiles seine Sachen mit schönklingenden Prädikaten wie mit Blumenfarben aufzuschmücken, sondern mit jedem Beiwort das Wesen oder die Wirkung einer Sache nachweist, wie er z. B. den die Seele umschließenden Körper als die den Menschen umgebende Erde, und die Luft als Wolkenversammler, und die Leber als vollblütig bezeichne.

3. Auf diese Erklärung von meiner Seite bemerkten einige gelehrte Männer, die Aepfel werden von ihrem kräftigen Wachsthum so genannt, denn mit Phloio bezeichnen die Dichter Alles, was in voller Kraft und Stärke sei. So habe Antimachus von der Stadt

*) Τέρφλοια.

der Kadmeer gesagt, sie strotze von Obst, und ebenso wollte Aratus, wo er vom Sirius sagt (Phän. 335):

Wenige stärkt er, den andern zerstört er sämmtliche Blüthen

mit Phloos das Grünen und Blühen der Früchte bezeichnen. Auch gebe es mehrere hellenische Völkerschaften, welche dem Dionysus Phloios opfern. Da nun die Frische und die jugendliche Kraft am Apfel am längsten unter allen Früchten sich erhält, so habe ihn jener Philosoph kräftig wachsend genannt. Mein Großvater Lamprias dagegen bemerkte, das Wort Hyper bedeute nicht nur einen hohen Grad, sondern auch das, was außen und oben ist; so nennen auch wir das, was über der Thüre befindlich ist, Hyperthyron, und den oberen Stock des Hauses Hypervon, und der Dichter*) nennt das Fleisch von den äußeren Theilen des Opferthiers Hypertera, wie umgekehrt die inneren Theile desselben Eingeweide. Sieh also wohl zu, ob nicht Empedokles dieses Beiwort vielmehr zur Bezeichnung dessen gewählt hat, daß, während die übrigen Früchte außen mit einer Rinde (Phloios) umgeben sind, und die sogenannten Hülsen und Schoten und Häutchen und Schaalen auf ihrer Oberfläche haben, die Schaale des Apfels inwendig eine klebrige und fette Hülle bildet, in welcher der Same seinen Sitz hat. Der eßbare Theil dagegen, welcher außen um dieselbe herumliegt, wird ganz passend hyperphloios**) genannt.

Neunte Frage:

Wie reimt sich die Süßigkeit der Feige mit der Bitterkeit des Feigenbaums?

Nach Diesem wurde über die Feigenbäume verhandelt, woher

*) Od. III. 65.

**) D. h. außerhalb der Rinde herumliegend.

es nämlich komme, daß eine so fette und süße Frucht auf einem so bitteren Baume wachse. Denn auch das Feigenlaub wird wegen seiner rauhen Oberfläche Thrion genannt, und das Feigenholz ist saftig, daher es beim Verbrennen einen sehr beißenden Rauch von sich gibt, wenn es aber niedergebrannt ist, seine Asche eine Lauge liefert, die vermöge ihrer Schärfe ein sehr gutes Reinigungsmittel ist. Die größte Merkwürdigkeit am Feigenbaume aber ist die, daß er allein unter allen keimenden und fruchtbaren Pflanzen keine Blüthe hat, und wenn er, wie man sagt, nicht vom Blitz getroffen wird, so muß man auch dieß der Bitterkeit und schlechten Beschaffenheit seines Stammes zuschreiben, denn derartige Gegenstände, wie auch das Fell der Robbe und Hyäne, scheinen nicht vom Blitz berührt zu werden. Da nahm unser guter Alter das Wort und sagte: Da alle Süßigkeit in dieser Frucht zusammengedrängt ist, so ist natürlich, daß in Folge dessen die übrigen Theile herb und widrig sind. Denn wie (umgekehrt) die Leber, weil sie die galligen Stoffe nach Einer Stelle hin absondert, ebendadurch selbst sehr schmackhaft wird, so ist es auch natürlich, daß der Feigenbaum, wenn er alles Fette und Gewürzige an die Feige abgibt, selbst ohne Süßigkeit ist. Daß jedoch dieses Holz noch einigen guten Saft besitze, schließe ich aus dem, was die Gärtner erzählen, daß nämlich die Raute, wenn sie unter oder neben einem Feigenbaum wachse, angenehmer werde und einen feineren Geruch bekomme, und sie also einige Süßigkeit an sich zieht, welche ihre zu sehr beschwerende und sättigende Wirkung mildert, wenn nicht etwa, weiß Gott, der Feigenbaum ihre Schärfe als Nahrung für sich aus ihr herauszieht.

Zehnte Frage:

Wer sind die sogenannten Freunde bei Salz und Kümmel? ingleichen: warum nennt Homer das Salz göttlich?

1. Als wir bei Florus speisten, brachte dieser die Frage auf, wer wohl Diejenigen seien, welche das Sprüchwort Freunde bei Salz und Kümmel nennt. Diese Frage löste der Grammatiker Apollophanes auf der Stelle mit der Erklärung, das Sprüchwort bezeichne Freunde, die so vertraut mit einander sind, daß sie selbst bei Salz und Kümmel mit einander speisen. Dann wußten wir aber nicht, woher es komme, daß das Salz in so hoher Ehre stehe, wie denn Homer unverblümt sagt (Il. IX. 214):

Streuete heiliges Salz;

und Platon (Timäus p. 60) behauptet, der Salzstoff sei nach dem Gesetze der Menschen*) den Göttern das Liebste. Unsere Bedenklichkeit wurde noch durch den Umstand gesteigert, daß die ägyptischen Priester es als Pflicht der Reinheit ansehen, sich des Salzes gänzlich zu enthalten, so daß sie selbst das Brod ohne Salz genießen. Wie könnten sie denn das Salz verschmähen, wenn es doch von den Göttern geliebt und heilig ist?

2. Florus meinte nun, man solle die Aegypter aus dem Spiele lassen und den vorliegenden Gegenstand vom hellenischen Standpunkt aus besprechen. Dagegen bemerkte ich: die Aegypter weichen in diesem Punkte nicht von den Hellenen ab, denn während der Reinigungszeit ist ihnen auch der Beischlaf und das Lachen und der Wein und vieles Andere, was sonst für anständig gilt, untersagt. Das

*) Bei Platon heißt es: κατὰ λόγων νόμου.

Salz meiden sie während der Reinigungszeit vielleicht, wie Manche annehmen, wegen dessen Wärme, welche zum Beischlaf reizt; man kann aber auch annehmen, daß sie das Salz deßhalb vermeiden, weil es die würzigste Zukost ist; denn das Salz kann man recht wohl als die Zukost und Würze aller andern Zukost betrachten. Daher geben auch Manche dem Salz den Namen „Chariten", weil es die zum Leben nöthige Nahrung schmackhaft macht.

3. Da könnten wir also annehmen, fragte Florus, daß das Salz eben aus diesem Grunde göttlich genannt wird? Dieß ist allerdings, erwiderte ich, nicht der schlechteste Grund. Denn die Menschen vergöttern gewöhnlich die gemeinnützigen Dinge, welche den allgemeinsten Bedürfnissen dienen, wie das Wasser, das Licht und die Jahreszeiten, und die Erde halten sie nicht nur für etwas Göttliches, sondern für eine wirkliche Gottheit. Und doch steht das Salz keinem von diesen an Nutzbarkeit nach, da es der Speise ihre letzte Vollendung für den Körper gibt und dieselbe dem Appetite zugänglich macht. Indeß überlege noch weiter, ob nicht auch dieß eine ihm von der Gottheit verliehene Eigenschaft ist, daß es die Leichname lange unverwest und unverändert erhält, und dem Tode Widerstand leistet, und den Menschen nicht gänzlich zerstören und vernichten läßt; sondern wie die Seele, unser göttlichster Theil, den Organismus des Lebens zusammenhält und die Auflösung der Körpermasse verhindert, ebenso thut es die Kraft des Salzes, wenn es sich mit dem Leichnam verbindet, der Seele nach und bemeistert die Neigung zur Verwesung und nimmt den Leichnam in seine Gewalt und gibt ihm Festigkeit, indem es alle seine Theile in innige harmonische Verbindung bringt. Daher behaupten auch manche Stoiker, das Schwein bestehe aus Nichts, als aus dem Fleische seines Leibes, da die Seele ihm nur, wie Salz, der Lebensdauer wegen beigegeben sei. Du weißt ferner,

daß wir auch den Blitzstrahl für heilig und göttlich halten, weil wir sehen, daß die Leichname der vom Blitze Erschlagenen sich lange unverwest erhalten. Was Wunder also, wenn unsere Vorfahren auch das Salz, welches dieselbe Wirkung, wie das vom Himmel kommende Feuer hat, für etwas Göttliches gehalten haben.

4. Als ich zu Ende war, nahm Philinus das Wort und sagte: Hältst du nicht auch die befruchtende Kraft für etwas Göttliches, da ja der Gott das Prinzip aller Dinge ist? Da ich dieß bejahte, fuhr er fort: wohlan denn, man glaubt ja, das Salz wirke stark auf die Zeugung, wie du dieß selbst von den Aegyptern bemerkt hast. So pflegen z. B. die Hundezüchter die Hunde, wenn sie nicht zur Begattung aufgelegt sind, neben anderem salzigem Futter auch mit Pöckelfleisch zu stimuliren und ihre ruhende Zeugungskraft aufzureizen. Und auf den salzführenden Schiffen entsteht eine Unzahl von Mäusen, weil, wie Manche annehmen, die Weibchen auch ohne Begattung trächtig werden, wenn sie von dem Salze lecken; es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Salzigkeit ein gewisses Jucken in den Zeugungsgliedern erregt, welches die Thiere zur Paarung zusammentreibt. Wohl aus dem gleichen Grunde nennt man auch eine weibliche Schönheit, welche nicht wirkungs- und eindruckelos, sondern liebreizend und herausfordernd ist, scharf und stechend. Ich glaube auch, daß die Dichter die Aphrodite nur darum meerentsprossen nennen und die Sage, daß sie vom Meer erzeugt sei, erfunden und verbreitet haben, um damit die Zeugungskraft des Salzes anzudeuten; wie sie denn auch den Poseidon und überhaupt alle Meergötter als fruchtbar und kinderreich darstellen. Endlich wirst du kein Landthier und keinen Vogel nennen können, die so fruchtbar sind, wie sämmtliche Meerthiere. Dem entsprechend hat auch Empedokles gedichtet:

Führend die Schaar der muselosen und fruchtbaren Fische.

Sechstes Buch.

Vorrede.

Lieber Sossius Senecio! Platon zog einmal des Konon Sohn, Timotheus, aus dem Kreise der kostbaren bei-Feldherren üblichen Gastmähler heraus und bewirthete ihn*) in der Akademie philosophisch und einfach mit, wie Jon sagt, nicht erhitzenden**) Speisen, auf welche, weil der Körper heiter und ruhig bleibt, ein ruhiger Schlaf und nur kurzdauernde Traumbilder zu folgen pflegen. Wie nun Timotheus am folgenden Tage den Unterschied merkte, sagte er, Platon's Gäste befinden sich auch am anderen Tage wohl. Denn in der That liegt ein wesentliches Erforderniß zu einem heiteren Tage in dem Wohlbefinden eines nicht beschwerten, sondern rüstigen Körpers, welcher sich getrost mit jeder Thätigkeit befassen kann. Aber noch einen weiteren Genuß bot den Gästen des Platon die Rekapitulation dessen, was beim Trunke gesprochen worden war. Denn die Freuden

*) Es könnte auch heißen: er lud ihn ein, um ihm eine Erholung von den — Gastmählern zu machen.

**) Welche die Säfte nicht verderben.

der Tafel gewähren nur eine gemeine und ganz vergängliche Erinnerung, gleich dem Geruch nach abgestandenen Dingen und dem übriggelassenen Fettdampf; dagegen sind die Grundgedanken philosophischer Aufgaben und Verhandlungen eine angenehme Erinnerung für die Theilnehmer, weil sie immer frisch bleiben, und auch die, welche nicht dabei waren, hören sie mit gleichem Interesse an, wenn man sie ihnen mittheilt; wie denn auch jetzt noch den Gelehrten die genußreiche Theilnahme an den sokratischen Gastmählern ebenso ermöglicht ist, wie Denen, die damals mit zu Tische waren. Freilich hätten, wenn das Vergnügen dabei aus dem sinnlichen Genusse erwachsen wäre, Xenophon und Platon nicht eine Beschreibung der bei dem Gastmahl des Kallias und Agathon gehaltenen Reden, sondern eine Aufzählung von den dabei aufgetischten Leckerbissen, Backwerk und Nachtisch uns hinterlassen müssen. Nun haben sie aber diese Dinge, obwohl sie, wie nicht anders zu erwarten, mit großem Glanze und Aufwand zugerichtet waren, keiner Erwähnung gewürdigt, sondern nur die wissenschaftliche Unterhaltung sorgfältig aufgezeichnet, und so Vorbilder nicht nur für die Unterhaltung beim Trinkgelage, sondern auch dafür hinterlassen, wie man das Andenken derselben erhalten müsse.

Erste Frage:

Warum hat man beim Fasten mehr Durst als Hunger?

Ich schicke dir hier das sechste Buch der Tischreden, dessen erste Frage davon handelt, warum man beim Fasten mehr Durst als Hunger habe. Man fand es nämlich unbegreiflich, daß bei längerem

Fasten eher Durst als Hunger eintrete. Denn wir meinten, das Bedürfniß trockener Nahrung werde seine natürliche Befriedigung verlangen. Ich sagte nun zu den Anwesenden, daß in unserem Inneren allein oder doch vorzugsweise das Warme Nahrung bedürfe, wie wir ja klar sehen, daß außer uns weder die Luft, noch das Wasser, noch die Erde Nahrung verlangen oder das ihnen nahe Kommende verzehren, sondern nur das Feuer. Daher sind auch jüngere Leute wegen ihrer Wärme gefräßiger als ältere, und umgekehrt ertragen Greise das Fasten am leichtesten, denn bei ihnen ist die Wärme bereits schwach und gering, wie bei den blutlosen Thieren, welche bekanntlich wegen ihres Wärmemangels am wenigsten Nahrung brauchen. Und bei Jedem erwecken Leibesübungen und das Schreien, und jede Bewegung, welche die Wärme erhöht, mehr Lust und Appetit zum Essen. Die Hauptnahrung für das Warme aber ist das Flüssige, das ursprüngliche Element der Welt, wie sich daraus ergibt, daß die Flamme durch Oel gesteigert wird, und daß die Asche unter allen Dingen das Trockenste ist, denn die Feuchtigkeit ist bei ihr ausgebrannt, und nur die wasserlosen erdigen Theile sind zurückgeblieben. Ebenso trennt und zersetzt das Feuer die Körper dadurch, daß es ihnen die Flüssigkeit entzieht, durch welche sie fest zusammengehalten sind. Wenn wir also fasten, so zieht zuerst die Wärme die Feuchtigkeit aus den Ueberresten der Speisen im Körper mit Gewalt an sich; und geht dann, da ihre dadurch gesteigerte Hitze nach Feuchtigkeit trachtet, selbst an die dem Fleische zugehörige Flüssigkeit. Wenn nun so der Körper vertrocknet, wie der Lehm im Feuer, so bedarf derselbe natürlich eher des Getränkes, bis die durch das Trinken neu gestärkte und zu Kräften gekommene Wärme den Appetit nach fester Speise erregt.

Zweite Frage:

Entsteht der Hunger und Durst durch Mangel an Nahrung oder durch eine Veränderung der Poren?

1. Nachdem ich so gesprochen, hielt der Arzt Philon meinem ersten Satze die Erklärung entgegen, nicht aus Mangel entstehe der Durst, sondern durch eine Veränderung gewisser Poren. Einmal nämlich verlieren Diejenigen, welche Nachts Durst bekommen, ihren Durst ohne Trunk, sobald sie einschlafen; alsdann werden die Fieberkranken, sobald das Fieber abnimmt oder ganz aufhört, auch ihren Durst los. Ferner verlieren Manche den Durst durch's Baden und, weiß Gott, selbst durch's Erbrechen. Aber keiner dieser Umstände vermehrt die Feuchtigkeit, sondern nur die Poren bekommen durch die Einwirkung dieser Veränderungen eine andere Lage und Ordnung. Dieß sieht man noch deutlicher am Hunger. Denn viele Kranke, welche Nahrung bedürfen, haben keinen Appetit dazu; bei Andern nimmt, auch wenn sie sich vollgefüllt haben, der Appetit nicht ab, sondern hält an und nimmt zu. Und schon Viele, welche lange appetitlos waren, haben, wenn sie in Salz eingemachte Oliven oder Kappern genoßen, schnell wieder einen festen Appetit bekommen. Dieß beweist am besten, daß der Hunger uns nicht in Folge eines Bedürfnisses, sondern in Folge einer Veränderung der Poren befällt; denn derartige Speisen vermindern das Bedürfniß durch die Nahrung, die sie zuführen, und erregen doch zugleich Hunger. So theilen also die marinirten Speisen, indem sie durch ihren Wohlgeschmack und ihre Schärfe den Magenmund das einemal zusammenziehen und verstopfen, und das anderemal wieder öffnen und abspannen, demselben eine gefügige Empfänglichkeit für die Speise mit, die wir Appetit nennen.

2. Ich hielt dieß zwar für einen sehr geschickten Versuch, glaubte aber, daß es der wesentlichsten Bestimmung der Natur widerspreche, zu welcher der Appetit, welcher die Befriedigung seiner Bedürfnisse verlangt, und dem, was ihm zu seiner gehörigen Nahrung fehlt, immer nachtrachtet, jedes lebende Wesen hintreibt. Denn wer behauptet, diejenige Eigenschaft, welche der Hauptunterschied der lebenden Geschöpfe von den unbelebten bildet, sei uns nicht zu unserer dauernden Erhaltung gegeben, um die dem Körper nöthigen Nahrungsstoffe zu übernehmen, *) sondern glaubt, es sei dieß nur eine Wirkung der an der Größe und Kleinheit der Poren vorgehenden Veränderung, gehört zu Denen, welche die Natur schlechtweg nicht beachten. Ferner ist es unsinnig anzunehmen, daß der Körper zwar wegen Mangels an der ihm nöthigen Wärme friere, sein Durst und Hunger aber nicht vom Mangel der ihm naturnothwendigen Feuchtigkeit und Nahrung herkomme; und noch unsinniger ist es, daß der Körper, der doch seiner Anfüllung wegen nach Entleerung strebt, seine Anfüllung nicht wegen seiner Entleerung, sondern wegen irgend eines andern Vorgangs in seinem Innern begehre. Und doch sind diese Bedürfnisse und ihre Befriedigung von dem, was beim Landbau vorkommt, in Nichts verschieden, sondern bei beiden finden sich viele gleiche Zustände und Hülfsmittel dagegen; so gegen die Dürre die Begießung und Bewässerung, und gegen den Sonnenbrand eine mäßige Kühlung; bei der Kälte aber sucht man die Pflanzen zu wärmen und mit allerlei Decken zu schützen. Und was nicht in unserer Macht steht, das erbitten wir uns von dem Gotte, wie zarten Thau und Sonnenwärme und schwache Winde, damit die Natur durch fort-

*) Die herkömmliche Lesart ist: ebenso gegeben, wie die Augen dem Körper als nothwendiges Bedürfniß.

währende Ergänzung des Fehlenden sich in gutem Stande erhalten könne. So glaube ich auch, daß die Nahrung ihren Namen von der Erhaltung der Natur *) hat. Diese wird bei den Pflanzen dadurch unterhalten, daß diese unbewußt aus der sie umgebenden Luft, wie Empedokles sagt, die ihnen zuträgliche Feuchtigkeit schöpfen; uns dagegen lehrt der Appetit, daß wir das, was uns zur Erhaltung unserer Natur fehlt, begehren und zu erlangen suchen. Wir wollen jedoch die Behauptungen des Philon im Einzelnen vornehmen, um zu zeigen, daß sie nicht wahr sind. Denn die wohlschmeckenden und scharfen Speisen erregen wohl keinen Appetit, sondern nur ein gewisses Beißen in den zur Aufnahme der Nahrung bestimmten Theilen, ähnlich dem Kitzel Derer, welche sich durch Berührung die Haut zerkratzen; wenn aber diese Wirkung auch Appetit erregt, so ist es doch wahrscheinlich, daß solche Speisen die gewöhnlichen Speisen zersetzen und absondern und also nicht durch eine Veränderung, sondern durch die Ausleerung und Auswaschung der Poren ein Bedürfniß erregen. Denn die scharfen und durchdringenden und salzigen Speisen zermalmen und zerreißen und verbreiten den Stoff und erregen so neue Gelüste nach Zufluß; **) und beim Baden hört der Durst nicht deßhalb auf, weil die Poren sich verändern, sondern weil sie die Feuchtigkeit des Fleisches an sich ziehen und sich mit feuchten Dünsten anfüllen. Das Erbrechen aber wirft die fremdartigen Stoffe aus und setzt die Natur in Stand, die ihr angemessene Speise zu genießen. Denn der Durst verlangt nicht jede Feuchtigkeit ohne Unterschied, sondern nur die seiner Natur entsprechende; daher leidet der Mensch

---

*) *Τροφή* von *τηροῦν τὴν φύσιν*.

**) Statt *εἰςθλιβομένων* („nach Zufluß") lesen Andere *ἐκθλιβομένων*: und erregen durch Austreibung desselben neuen Appetit.

doch Mangel, wenn auch viel fremdartiger Stoff vorhanden ist, denn dieser widersteht der naturgemäßen Feuchtigkeit, nach welcher der Appetit verlangt, und läßt keine Verbindung und Vermischung zu, bis er weicht und abgeht, und dann nehmen die Poren die ihnen naturgemäße Feuchtigkeit wieder in sich auf; das Fieber sodann drängt die Feuchtigkeit nach unten, und da die Mitte des Körpers entzündet ist, so zieht sich alle Feuchtigkeit dahin und bleibt hier zusammengepreßt. Daher erbrechen sich dann Viele, weil die Eingeweide vermöge ihrer Gedrängtheit die Feuchtigkeit in die Höhe drücken; und bekommen Durst in Folge des Mangels und der Trockenheit der übrigen Theile des Körpers. Wenn nun das Fieber nachläßt und die Hitze die Mitte des Körpers verläßt, so breitet sich auch die Feuchtigkeit wieder aus und kehrt, wie es in ihrer Natur liegt, nach allen Seiten hin auf den ihr zugehörigen Platz zurück und verschafft der Mitte des Körpers Erleichterung und macht zugleich das rauh und struppig gewordene Fleisch glatt und weich und erregt oft auch Schweiß. Dann hört der Mangel, welcher Durst erregte, auf, weil die Feuchtigkeit aus ihrem beschwerlichen und unerträglichen Platz wieder auf den ihr gebürenden und nach ihr verlangenden Platz zurückgekommen ist. Denn wie in einem Garten, der an Brunnenwasser Ueberfluß hat, dennoch die Pflanzen, wenn man das Wasser nicht herausschöpft und sie damit begießt, nothwendig vertrocknen und verwelken müssen, so ist es auch nicht zu verwundern, daß, wenn im Körper alle Feuchtigkeit auf eine einzige Stelle zusammengedrängt wird, die übrigen Theile desselben Mangel leiden und trocken werden, bis die Feuchtigkeit ihnen wieder zufließt und sie erweicht; wie dasselbe auch bei den Fieberkranken, wenn das Fieber nachläßt, und bei Denen, die über dem Durste einschlafen, der Fall ist. Denn diesen Letzteren gewährt der Schlaf, indem er die Feuchtigkeit aus der Mitte

des Körpers heranzieht und an alle Theile desselben vertheilt, Beruhigung und Befriedigung. Was ist denn also jene angebliche Porenveränderung, aus welcher der Hunger oder Durst entstehen soll? ich wenigstens finde an den Poren keine weiteren Unterschiede, als die der Menge, und daß sie sich entweder schließen oder öffnen. Wenn sie sich schließen, so können sie weder Trank noch Speise zu sich nehmen; wenn sie sich aber öffnen, machen sie freien Raum und Platz, was eben dem Bedürfniß der Natur entspricht. So haben, bester Philon, auch die Beizungsmittel beim Färben eine durchdringende und reinigende Eigenschaft, mittelst der sie das Ueberflüssige ausscheiden und wegbeitzen, weßhalb die Poren bei ihrem Mangel und ihrer Leerheit die Färbung lieber annehmen und festhalten.

Dritte Frage:

Warum stillt das Trinken den Hunger und steigert das Essen den Durst?

1. Als ich so gesprochen hatte, erklärte unser Gastgeber, auch ich habe für den Augenblick, da wir um eine anderweitige Erklärung verlegen seien, die Entleerung und Anfüllung der Poren ganz passend zur Erklärung vorgebracht; bei den Durstigen jedoch, fuhr er fort, tritt der umgekehrte Fall ein, daß sich der Durst durch's Essen steigert. Diese Erscheinung aber, glaube ich, können Diejenigen, welche eine Veränderung der Poren als Grund annehmen, am leichtesten und überzeugendsten erklären, wenn sie auch sonst Vieles nicht wahrscheinlich machen können. Alle Körper haben Poren, aber die Poren haben verschiedene Größenverhältnisse, und die weiteren Poren nehmen gleichmäßig die trockene, wie die flüssige Nahrung in sich auf, die dünneren dagegen fassen nur das Getränk, und die Ausleerung dieser

letzteren erzeugt Durst, die der ersteren Hunger. Wenn nun also die Durstigen essen, so finden sie keinen Beistand, weil die Poren ihrer Enge wegen die trockene Nahrung nicht annehmen, sondern fortwährend an naturgemäßer Nahrung Mangel leiden; wenn aber Hungrige trinken, so bringt die Flüssigkeit in die größeren Poren ein und füllt ihren klareren Raum aus und vermindert so die Heftigkeit des Hungers.

2. Mir aber schien zwar die Thatsache richtig, aber mit der Hypothese über den Grund konnte ich mich nicht vereinigen. Denn wenn man glauben wollte, diese Poren, an welche sich Manche mit Vorliebe hängen, durchbohren das Fleisch, so muß man dieses für sehr schlaff und zitternd und gebrechlich halten; und daß nicht die gleichen Theile des Körpers den Trank und die Speise in sich aufnehmen, sondern beide erst wie durch ein Sieb durchfallen und sich scheiden sollen, dieß ist doch gewiß fabelhaft und unnatürlich. Denn die Mischung mit der Flüssigkeit, welche die Speise zermalmt und noch die innere Wärme des Körpers und den Lebensgeist zu Hülfe nimmt, zersetzt die Speise gründlicher als jedes Instrument durch alle mögliche Scheidung und Zertheilung, so daß jeder Theil der Nahrung jedem Theile des Körpers passend und annehmlich wird und nicht etwa wie in Gefässe oder Löcher sich einfügt, sondern sich mit dem Körper vereinigt und zusammenwächst. Aber auch abgesehen davon ist die Hauptschwierigkeit damit nicht beseitigt. Denn Die, welche essen, ohne vorher getrunken zu haben, löschen nicht nur den Durst nicht, sondern steigern ihn auch noch. Dieser Umstand ist noch gar nicht berührt worden. Sieh' nun aber auch die von mir angenommenen Erklärungsgründe näher darauf an, ob sie nicht einleuchtend sind. Erstens nämlich behaupte ich, daß das Feuchte von dem Trockenen aufgezehrt und vernichtet, das Trockene dagegen von dem

Feuchten durch Benetzung erweicht und aufgelöst und in Dunst verwandelt werde. Zweitens glaube ich, daß weder der Hunger aus einem gänzlichen Mangel an trockener Nahrung, noch der Durst aus einem gänzlichen Mangel an Flüssigkeit entsteht, sondern daraus, daß Beides nicht in genügendem Maße vorhanden ist; denn die, welchen einer der beiden Nahrungsstoffe gänzlich abgeht, haben weder Hunger noch Durst, sondern sterben augenblicklich. Dieß vorausgesetzt ist es dann nicht mehr schwer, die Ursache zu erkennen. Der Durst nämlich wird durch das Essen gesteigert, weil die Speise in Folge ihrer Trockenheit den schwachen Rest der im Körper zurückgebliebenen und zerstreuten Flüssigkeit um sich ansammelt und auffaugt, wie wir ja auch außer uns sehen, daß die Erde und der Staub und die Wolle *) jede Flüssigkeit, die ihnen nahe kommt, an sich ziehen und vernichten. Umgekehrt stillt das Trinken mit Naturnothwendigkeit den Hunger. Denn die Flüssigkeit befeuchtet die ausgetrocknete und zähe Speise, die sich noch im Körper findet, und löst sie auf und verbreitet die daraus entstehenden Säfte und Dünste in dem Körper und theilt sie den bedürftigen Theilen desselben zu. Darum nannte Erasistratus nicht übel die Feuchtigkeit das Fuhrwerk der Nahrung, denn sie verbindet sich mit den Stoffen, welche durch die Trockenheit oder aus einem andern Anlaß träg und schwer geworden sind, und hebt sie in die Höhe und sendet sie nach oben. Auch haben Viele ohne Trinken und nur durch's Baden selbst einen scharfen Hunger schnell verloren. Denn die von Außen eindringende Feuchtigkeit macht durch Lockerung die Eingeweide saftreicher und nahrhafter, in Folge dessen die große Bitterkeit und Wildheit des Hungers nachläßt

*) Statt μαλλόν lesen Andere ψάμμον: Sand, oder τίτανον: Kalk.

und sich beruhigt. Daher leben auch Manche von Denen, welche sich durch Hunger tödten wollen, vom bloßen Genuß des Wassers noch lange Zeit, bis Alles, was sich mit dem Körper verbinden und ihn nähren kann, ausgetrocknet ist.

Vierte Frage:

Warum wird das aus dem Brunnen geschöpfte Wasser kälter, wenn man es über Nacht in der Brunnenluft hängen läßt?

1. Einem fremden Gaste, welcher kaltes Wasser zu trinken pflegte, und damit einen Luxus trieb, machten seine Bedienten das Brunnenwasser auf folgende Weise noch kälter. Wenn sie den Behälter mit Wasser gefüllt hatten, hängten sie ihn in dem Brunnen so auf, daß er die Oberfläche des Quellwassers nicht berührte, und ließen ihn die Nacht über da hängen; und wenn es dann auf die Tafel kam, so war es kälter als frisches Wasser. Dieser Gast, der ziemlich gelehrt war, erklärte, er habe dieses Verfahren aus den Schriften des Aristoteles entnommen, wo auch der Grund davon angegeben sei, der so laute. Jedes Wasser, das man vorher erwärmt, wird hernach viel kühler: so wird bei dem Wasser, welches man für die Könige bereitet, wenn es bis auf den Siedpunkt erhitzt ist, über das Gefäß her eine Masse Schnee aufgehäuft, wodurch das Wasser kühler wird, wie ja auch unser Körper nach einem Bade stärker abgekühlt ist, weil seine von der Wärme herrührende Erschlaffung den Körper so öffnet und lockert, daß er viel äußere Luft in sich aufnimmt und eine ziemlich gewaltsame Verwandlung erleidet. Wenn also das Wasser durch das Herausschöpfen aus der Quelle vorher erwärmt wird, so wird es in der Luft schnell abgekühlt.

2. Wir bezeugten dem Gaste unsern Beifall, daß er sich diese Begründung so gut und wacker gemerkt habe, bezweifelten aber die Richtigkeit derselben. Denn wenn die Luft, in welcher das Gefäß hängt, kalt ist, wie kann sie das Wasser erwärmen? wenn sie aber warm ist, wie es wieder erkühlen? Denn es ist unbegreiflich, daß die gleiche Kraft, ohne daß eine Veränderung an ihr eingetreten ist, auf den gleichen Gegenstand eine entgegengesetzte Wirkung ausübt. Wie nun der Gast schwieg und in Verlegenheit war, bemerkte ich, er brauche sich über die Luft keine Scrupel zu machen, da uns ja das Gefühl sagt, daß die Luft, namentlich in tiefen Brunnen, kalt ist, so daß unmöglich das Wasser von einer kalten Luft erwärmt werden kann; vielmehr kann die kalte Luft die Quelle wegen ihrer großen Wassermenge nicht verändern, wohl aber wird sie, wenn man nur weniges Wasser aus ihr schöpft, dieses leichter bemeistern und abkühlen.

Fünfte Frage:

Warum machen Kieselsteine und Bleikugeln das Wasser kälter, in das sie hineingeworfen werden?

Aber, fuhr ich fort, du erinnerst dich doch wohl dessen, was Aristoteles über die Kieselsteine und Bleikugeln *) bemerkt, von welchen man glaubt, daß sie, wenn man sie ins Wasser wirft, dasselbe kühlen und hart machen. Ja, erwiderte er, Aristoteles hat diese Bemerkung in seinen Problemen nur leicht hingeworfen, wir aber

*) Ἀκμών heißt Ambos und soll hier nach dem Zusammenhang ambosförmige Stücke Blei bedeuten; Andere lesen ἀκόνη: Wetzstein.

wollen den Grund der Sache untersuchen, der sehr schwer zu finden ist. Allerdings, bemerkte ich, und es sollte mich wundern, wenn er unserer Aufmerksamkeit nicht entgeht; wir wollen aber doch sehen. Du gibst mir für's Erste doch wohl zu, daß das Wasser von der von Außen auf dasselbe eindringenden Luft gekühlt wird: noch stärker aber wirkt die Luft auf Steine und Bleistücke, wenn sie auf dieselben fällt, weil diese sie nicht, wie eherne und thönerne Gefässe, durch sich hindurchgehen lassen, sondern sie vermöge ihrer Dichtheit festhalten und dann von sich aus dem Wasser mittheilen, so daß dieses eine starke und gänzliche Abkühlung erleidet. Daher werden auch im Winter die Flüsse kälter als das Meer, denn die kalte Luft, weil sie sich hier festsetzt, wirkt stark auf sie, während sie im Meere, wo sie keinen Widerstand findet, sich abschwächt. Andererseits ist es wahrscheinlich, daß, je dünner ein Wasser ist, es um so stärker von der kalten Luft gekühlt werde, weil es seiner Schwäche halber überwunden wird. Die Wetzsteine und Kieselsteine aber verdünnen das Wasser, weil sie die schmutzigen und erdigen Bestandtheile desselben an sich ziehen, in Folge dessen das Wasser dünner und schwächer, und leichter von der Kälte bewältigt wird. Und zwar ist das Blei schon von Natur kalt, und wenn es mit Weinessig aufgelöst wird, liefert es das erkältendste unter allen tödtlichen Giften: das Bleiweiß. Die Kiesel sodann bringen wegen ihrer Dichtheit die Kälte bis auf den Grund der Tiefe hinab; denn jeder Stein ist ein von der Kälte gefrorener und verdichteter Erdklumpen, und je fester er ist, um so mehr hat die Kälte auf ihn gewirkt. Sonach hat es nichts Auffallendes, daß der Stein und das Blei durch seinen Widerstand die Kälte des Wassers steigert.

Sechste Frage:

Warum wird der Schnee durch Bedeckung mit Spreu und Tüchern in seinem Bestand erhalten?

1. Nach einer kurzen Pause sagte der Fremde: Wie die Verliebten am liebsten mit ihren Lieblingen und, wo Dieß nicht möglich ist, wenigstens von ihnen sprechen, ebenso geht es mir mit dem Schnee. Obgleich kein Schnee zur Hand ist und ich mir auch keinen zu verschaffen weiß, wünsche ich doch zu erfahren, aus welchem Grunde er von den wärmsten Mitteln erhalten wird. Denn wenn man ihn in Spreu einwickelt und in neugewalkte Tücher hüllt, so erhält er sich lange Zeit, ohne zu schmelzen. Es ist sonach ein Wunder, wie das Wärmste das Kälteste zusammenhalten kann.

2. Gewiß, erwiderte ich, wenn es nämlich wahr ist; allein es verhält sich nicht so, sondern es ist eine Selbsttäuschung, wenn wir voraussetzen, das Warme sei sofort auch erwärmend, obwohl wir aus Erfahrung wissen, daß das gleiche Kleid uns im Winter erwärmt und in der Sonnenhitze kühlt; wie denn auch in der Tragödie die Amme der Niobe Kinder pflegt

> Mit alten Fetzen feingewebten Manteltuchs
> Sie wärmend und verkühlend.

Die Germanen bedienen sich der Kleider blos zum Schutz gegen die Kälte, die Aethiopier dagegen nur gegen die Hitze, wir aber gegen beide; warum soll man also die Kleider eher von ihrer Erwärmung warm, als von ihrer Kühlung kalt nennen? Wenn man nach der Empfindung schließen will, so müßten sie eher für kalt gelten; denn wenn wir ein Hemd anziehen oder ins Bett liegen, so kommen uns

beide Anfangs kalt vor; bald darauf aber, wenn sie mit unserer Wärme angefüllt sind, erwärmen sie auch uns wieder, sofern sie die Wärme fest zusammenhalten und zugleich den Frost und die äußere Luft vom Körper abhalten. Daher wechseln Diejenigen, welche ein Fieber haben oder sonst an Hitze leiden, beständig ihre Kleider, weil das neu angezogene immer kühl ist; wenn es aber umgelegt ist, wird es sogleich warm vom Körper her. Wie also ein von uns gewärmtes Kleid uns wieder erwärmt, so theilt die vom Schnee gefühlte Umhüllung gegenseitig ihre Kälte dem Schnee mit, indem sie einen feinen Duft aushaucht, welcher, wenn er hineinkommt, die Festigkeit des Schnee's zusammenhält. Wenn ihm aber dieser Dunst abgeht, so wird der Schnee, weil er aus Wasser besteht, flüssig und schmilzt und verliert seine weiße Farbe, welche ihm die schaumartige Vereinigung des Dunstes mit seiner Nässe verliehen hatte. So läßt also das den Schnee ringsum bedeckende Tuch, weil es die Kälte in ihm eingeschlossen hält und zugleich die äußere Luft abhält, seine feste Masse nicht zerreißen und nicht lockern. Ungewalktes Zeug aber nimmt man dazu wegen seines rauhen und trockenen Fadens, welcher verhindert, daß das Tuch schwer auf dem Schnee aufliege und seine Lockerheit zusammenpresse; wie denn auch die Spreu vermöge ihrer Leichtigkeit sich sanft um den Schnee herumlegt und seine Masse nicht erweicht, andererseits aber doch dicht und schützend genug ist, um die Wärme der Luft abzuhalten und die Kälte des Schnee's nicht herauszulassen. Daß aber die Absonderung des Dunstes das Schmelzen verursacht, ist in die Augen fallend, denn das Schmelzen des Schnee's bringt immer Wind.

Siebente Frage:

Darf man den Wein filtriren?

1. Unser Landsmann Niger kam (mit einem Freunde) von der Schule zurück, wo sie bei einem berühmten Philosophen nur kurze Zeit, aber doch so lange studirt hatten, daß sie zwar seine Weisheit sich nicht aneigneten, aber von seinen Untugenden die Tadelsucht ihm nachmachten und bei jeder Gelegenheit ihre Genossen tadelten. Als uns nun Aristion ein Gastmahl *) gab, tadelte Niger nicht nur die ganze Ausstattung desselben als kostspielig und übertrieben, sondern behauptete auch man dürfe den Wein nicht durch einen Seiher einschenken, sondern müsse ihn nach der Vorschrift des Hesiodus vom Fasse weg trinken, wo er noch seine natürliche Kraft und Stärke habe. Eine solche Reinigung aber, fuhr er fort, schneidet dem Wein die Nerven ab und verlöscht seine Wärme, denn der Wein verliert seine Blume und seinen Geschmack, wenn man ihn oft umgießt. **) Es ist ferner ein Zeichen von Pedanterie, Ziererei und Ueppigkeit, wenn man das Nützliche dem Angenehmen opfert. Denn wie das Verschneiden von Hahnen und Schweinen, um ihr Fleisch zart und weibisch zu machen, nicht die Sache solcher Leute ist, welche bei gesundem Verstande, sondern Solcher, welche durch die Lüsternheit verblendet sind, so entmannen und entkräften, ***) um mich einer Metapher †) zu bedienen, auch Diejenigen den ungemischten Wein, welche ihn filtriren, weil sie zu schwächlich sind, um ihn führen, und zu un-

*) Also in Chäronea.
**) Andere lesen: „durchseihet" oder „der freien Luft aussetzt".
***) Wörtlich: machen weibisch.
†) Ein uneigentlicher Ausdruck.

mäßig, um ihn mit Maß trinken zu können. Sie bedienen sich aber dieser Vorspiegelung zu einem Kunstgriff, um recht viel trinken zu können. Sie nehmen dem Wein die Kraft und lassen nur die Milde übrig, wie man den Kranken, welche übermäßig viel kaltes Wasser verlangen, abgekochtes Wasser zu geben pflegt. Denn eben Das, was die Kraft und Stärke des Weines ausmacht, nehmen sie ihm mit dem Durchseihen und scheiden es aus. Ein gewichtiger Beweis dafür, daß der Wein dadurch verdorben wird, ist die Erscheinung, daß er sich nicht hält, sondern kahmig wird und absteht, weil er von der Hefe wie von seiner Wurzel getrennt ist. Unsere Vorfahren nannten selbst den Wein geradezu Hefen, wie wir auch die Menschen nach ihren vorzüglichsten Organen mit „liebe Seele" und „theures Haupt" anzureden pflegen; und so sagen wir auch von Denen, welche die Trauben schneiden, sie machen Hefen, und Homer nennt irgendwo einen Weinberg nach der Hefe: Diatrygios, und nennt den Wein gewöhnlich dunkel und roth, und nicht bleich und blaß, wie ihn uns Aristion in Folge der vielfachen Abklärung auftischt.

2. Da lachte Aristion und sagte: O du Sonderling! keinen blassen und farblosen, sondern einen milden und anmuthigen schon gleich dem Aussehen nach. Du aber wünschest dich mit einem Weine, schwarz wie die Nacht, vollzufüllen und tadelst die Läuterung, die dem Ausspeien der Galle gleicht und durch welche der Wein seine beschwerende und berauschende und ungesunde Eigenschaft verliert und leicht und ohne Widerwillen sich mit uns vereinigt und so wird wie ihn nach Homer die Helden trinken. Dieser nämlich nennt nicht den dunkelfarbigen Wein funkelnd, *) sondern den hellen und glänzenden, denn sonst würde er das Erz, das er auch als männerstärkend und

*) Αἰθοψ heißt funkelnd und dunkelfarbig.

glanzvoll bezeichnet, nicht funkelnd genannt haben. Wie nun jener weise Anacharsis, der sonst Manches an den Hellenen tadelte, das Kohlenfeuer lobte, bei welchem man den Rauch draußen läßt und nur das Feuer ins Haus hereinbringt; so könntet auch ihr, weise Männer, uns eher aus andern Gründen tadeln; wenn wir aber aus dem Weine sein beunruhigendes und belästigendes Wesen entfernen und zerstreuen und ihn ebendadurch angenehm machen, und zwar nicht durch künstliche Verfeinerung, und auch nicht so, als ob wir dem Eisen seine Härte und Kraft entziehen würden, sondern vielmehr ihn gleichsam von seinem Roste und Schmutze reinigen und dann erst genießen, warum soll denn dieß ein Fehler sein? Weil der Wein, wirst du sicherlich erwidern, stärker ist, wenn er nicht filtrirt ist. Aber auch der Mensch, lieber Freund, ist stärker, wenn er wahnsinnig und rasend ist; wenn er aber durch Anwendung von Nieswurz oder durch gute Diät wieder ruhig wird, so vergeht und verschwindet diese übermäßige Spannung, und der Körper bekommt wieder seine wahrhafte Kraft und Besonnenheit; so nimmt auch die Läuterung dem Weine sein betäubendes und tolles Wesen und versetzt ihn in einen ruhigen und der Gesundheit dienlichen Zustand. Zwischen Reinigkeit und Kleinlichkeit*) aber ist nach meiner Ansicht ein sehr großer Unterschied; so gilt es auch für eine übertriebene Ziererei, wenn die Weiber sich schminken und salben und Gold und Purpur an sich tragen, aber daß sie sich waschen und mit Oel salben und ihr Haar frisiren, macht ihnen Niemand zum Vorwurf. Diesen Unterschied weist Homer sehr fein am Putze der Hera nach (Il. XIV. 170 f.):

Nunmehr wusch sie zuerst mit Ambrosia jede Besleckung
Weg von der reizenden Haut, und salbte sich dann mit dem Oele;

*) D. h. übertriebene Sorgfalt.

bis dahin ist es nur Sorgfalt und Reinlichkeit; wenn sie aber weiter die goldenen Spangen anlegt und das kunstvolle Ohrgehäng und zuletzt noch den Zauber des gestickten Gürtels umheftet, so stellt sich dieß bereits als eine eitle Ziererei dar, die für eine Gattin nicht wohl paßt. Demnach gleichen auch Die, welche den Wein mit Aloe anmachen oder mit Zimmt und Saffran würzen, Denen, welche eine Frau für das Gastmahl schön aufputzen und daselbst ausstellen; Diejenigen aber, welche dem Weine das nehmen, was an ihm schmutzig und unbrauchbar ist, pflegen und reinigen ihn. Du müßtest sonst Alles hier Uebertreibung nennen und mit diesem Zimmer den Anfang machen. Zu was ist es denn geweißt? und warum öffnet es sich gerade nach der Seite, auf welcher es die reinste Luft erhält und die Sonne während ihres ganzen Kreislaufs bis zu ihrem Untergang genießt? und warum wird jeder Becher auf allen Seiten gereinigt und abgewischt, bis er ringsum glänzt? Oder darf allerdings der Becher weder nach Schmutz noch sonst schlecht riechen, wohl aber das, was man aus ihm trinkt, voll Schmutzflecken sein? Doch warum soll man darüber noch weiter sprechen? du hast ja vor Augen, wie viel Mühe selbst die Verarbeitung des Waizens zum Brode macht, welche doch nichts Anderes ist als eine Reinigung; denn nicht nur dient das Ausschwingen des Korns mit der Wurfschaufel und das Durchschlagen desselben durch das Sieb zur Aussonderung des Korns von fremdartigen Zusätzen, sondern auch das Kneten, welches die harten Theile des Teiges zerquetscht, und das Backen, welches die Feuchtigkeit austrocknet, reinigen den Stoff und pressen ihn zusammen, bis er eßbar wird. Wie kann es also auffallen, wenn auch aus dem Weine die Seihung die Hefen, *) ebenso wie die Kleie und Hülsen,

*) D. h. den Bodensatz.

wegschafft, da doch eine solche Reinigung weder einen Aufwand, noch einen Zeitverlust mit sich bringt?

Achte Frage:

Was ist die Ursache des Heißhungers? *)

1. Es besteht bei uns **) ein althergebrachtes Opfer, das der Archon auf dem öffentlichen Altare, die Andern in ihren Häusern darbringen. Dieses Opferfest heißt: die Austreibung des Heißhungers. Man schlägt dabei einen Sklaven mit Weidenruthen und jagt ihn unter dem Rufe zur Thüre hinaus: „Fort mit dem Heißhunger, herein aber den Reichthum und die Gesundheit!“ Unter meinem Archontat nun betheiligten sich Mehrere an diesem Opfer. Als wir daher die herkömmlichen Gebräuche verrichtet hatten und wieder zu Tische saßen, kamen wir zuerst auf den Namen des Festes selbst, dann auf die Worte, welche man dem Ausgetriebenen nachruft, hauptsächlich aber auf das Uebel selbst mit seinen Folgen zu sprechen. Man war nun der Ansicht, das Wort „Bulimos“ bezeichne eine große oder öffentliche Hungersnoth, namentlich bei uns vom äolischen Stamm, der statt des B das P braucht, denn wir sprechen es seit alter Zeit nicht Bulimos, sondern Pulimos aus, was vielen Hunger ***) bedeutet. Doch meinten wir, daß es etwas Anderes als die Bubrostis †) sei, wofür wir uns auf des Metrodorus Geschichte von Jonien beriefen, welcher erzählt, daß die Smyrnäer, welche früher zu

*) *Βούλιμος.*
**) In Chäronea.
***) *Πολὺς λιμός.*
†) Heißt gleichfalls Heißhunger.

den Aeolern gehörten, der Bubrostis einen schwarzen Stier opfern, und diesen, sobald er zerstückt ist, ganz sammt der Haut verbrennen. Da nun jeder Hunger einer Krankheit gleicht und namentlich der Heißhunger aus einem naturwidrigen Zustande des Körpers entsteht, so wird er ganz passend als Mangel mit dem Reichthum, und als Krankheit mit der Gesundheit in Gegensatz gestellt. Und wie das Wort Nautia*) ursprünglich nur die Uebelkeit Solcher bezeichnet, welchen zu Schiffe und auf der Seefahrt der Magen erschlafft, durch das Herkommen aber bekanntlich als Name für Alle, die überhaupt aus irgend einem Grunde an Uebelkeit leiden, in Gebrauch gekommen ist, so hat sich auch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Heißhunger zu ihrer jetzigen Allgemeinheit erweitert. Diese Ansicht bildete sich aus den gemeinsamen Beiträgen sämmtlicher Redner.

2. Als wir sodann auf die Ursache dieser Krankheit zu sprechen kamen, waren wir zunächst darüber im Unklaren, warum besonders Diejenigen vom Heißhunger befallen werden, welche in tiefem Schnee waten, wie z. B. Brutus auf dem Wege von Dyrrhachium nach Apollonia durch diesen Unfall in Gefahr kam, da es durch tiefen Schnee gieng, und Diejenigen, welche die Lebensmittel transportirten, ihm nicht nachfolgen konnten. Wie er nun ohnmächtig wurde und nah am Sterben war, mußten seine Soldaten auf die Festung zulaufen und die feindlichen Vertheidiger derselben um Brod bitten; und erhielten es auch sogleich und brachten den Brutus wieder zu Kräften; welcher deßhalb, als er die Stadt in seine Gewalt bekam, sich gegen die ganze Besatzung gütig erwies. Dem gleichen Anfall sind auch Pferde und Esel ausgesetzt, namentlich wenn sie getrocknete Feigen oder Aepfel transportiren. Das Merkwürdigste an der Sache

*) Seekrankheit; dann überhaupt Uebelkeit und Ekel.

ist aber das, daß das Brod im Vorzug vor allen andern eßbaren Mitteln nicht nur die Menschen, sondern auch das Vieh wieder zu Kräften bringt, und zwar so, daß sie, wenn sie auch nur ein kleines Stückchen davon essen, genesen und weiter gehen können.

3. Als nun Stille eintrat und ich bedachte, daß die Erklärungen der Früheren zwar den trägen und unfähigen Leuten zur Beruhigung und Befriedigung dienen, den Strebsamen und Gebildeten aber ihrerseits Anlaß und den Muth geben, selbst auch die Wahrheit zu erforschen und aufzuspüren, führte ich die Erklärung des Aristoteles an, daß, wenn der Körper auf der Oberfläche stark erkältet sei, die inneren Theile desselben sich gewaltig erhitzen und Vieles zerschmelzen; wenn nun Dieses nach den Schenkeln hinabfließt, so erzeugt es hier Ermüdung und Schwerfälligkeit, fließt es aber nach dem Ausgangspunkte der Bewegung und des Athems, so erfolgt Ohnmacht und Schwäche. Wie ich ausgeredet, trat ein, was ich erwartet hatte: Die Einen griefen diese Meinung an, die Andern vertheidigten sie.

4. Soklarus bemerkte, mit dem ersten Satze dieser Erklärung habe es seine volle Richtigkeit; denn wenn man durch den Schnee wate, werde der Körper stark erkältet und verdichtet; daß aber die Zerschmelzung von der Wärme herkomme und den Ausgangspunkt des Athems ergreife, sei noch in Frage. Er glaube vielmehr, daß die im Innern zusammengedrängte übermäßige Wärme die Nahrung aufzehre, und, wenn diese ausgeht, wie ein Feuer verglimme. Darum empfinden solche Leute zwar großen Hunger, erholen sich aber sogleich, wenn sie auch nur ganz Weniges hineinessen; denn die genossene Nahrung zündet gleichsam die Hitze wieder an.

5. Der Arzt Kleomenes dagegen behauptete, das Wort Limos sei an den Namen der Krankheit ganz grundlos und zwecklos ange-

hängt,*) denn der Bulimos sei nicht der Hunger, sondern eine Magenkrankheit, welche durch das Zusammentreffen mit dem Hunger Ohnmacht errege. Wie nun die Riechmittel gegen die Ohnmacht helfen, so stelle auch das Brod die Heißhungrigen wieder her, nicht weil sie der Nahrung bedürfen — denn sie leben ja von ganz weniger Speise wieder auf — sondern weil es den Lebensgeist und die Lebenskraft aus ihrem Schlafe wieder aufrüttelt. Daß es aber Ohnmacht und nicht Hunger ist, das beweisen die Lastthiere: denn die Ausdünstung der getrockneten Feigen und der Aepfel erzeugt nicht ein Bedürfniß, wohl aber Magenschmerz und Schwindel.

6. Auch diese Erklärung hielt ich nicht für unpassend, glaubte aber, man könne mit gleicher Wahrscheinlichkeit auch von dem entgegengesetzten Prinzip ausgehen und statt der Verdichtung die Lockerung als Grund annehmen. Denn der vom Schnee aufsteigende Dunst ist wie die Eisluft**) ein aus den feinsten Theilen bestehender Staub und wirkt schneidend und trennend nicht blos auf das Fleisch, sondern auch auf silberne und eherne Gefässe, welche erfahrungsgemäß den Schnee nicht festhalten können; denn dieser löst sich in Dunst auf und überzieht die äußere Oberfläche des Gefässes mit einer dünnen und eisartigen Feuchtigkeit, welche der Dunst, wenn er unbemerkt durch die Poren abgeht, zurücklässt. Dieser scharfe und brennende Dunst, welcher die im Schnee Gehenden anfaßt, scheint die Extremitäten durch seine schneidende Schärfe zu versengen und selbst ins Fleisch einzudringen, wie das Feuer. Dadurch entsteht nun in dem

*) Im Texte heißt es hier weiter: „wie κατὰ an πίνω und ἀνὰ an κύπτω."

**) Statt αἰθέρ liest Wyttenbach ἀθέρ: die Schärfe der gefrorenen Massen.

Körper eine große Lockerung; dann strömt die Wärme heraus und wird auf der Oberfläche von dem kalten Dunste vernichtet, so daß der Körper einen thauartigen und feinen Schweiß ausdünstet, und so seine Kraft aufgelöst und aufgezehrt wird. So lang man sich nun in Ruhe befindet, geht nicht viel Wärme vom Körper ab, wenn aber die körperliche Bewegung die Speise schnell erwärmt und die Wärme durch das durchlöcherte Fleisch nach Außen strömt, so muß der Körper nothwendig eine massenhafte Einbuße an Kraft erleiden. Daß aber die Verkältung die Körper nicht nur verdichtet, sondern auch zerschmilzt, ist bekannt; denn daß in strengen Wintern bleierne Wetzsteine zerschmelzen und Schweißergießungen vorkommen und Viele ohne Hunger in den Heißhunger verfallen, deutet mehr auf ein Zerfließen als auf eine Verdichtung des Körpers. Er wird nämlich, wie gesagt, durch die Feinheit des kalten Duftes gelockert, da ohnedieß die Anstrengung und Bewegung die Wärme im Körper schärfer macht; wenn sie dann verdünnt und entkräftet wird, strömt sie in Menge heraus und zerstreut sich durch die Poren des Körpers. Die Aepfel aber und die getrockneten Feigen hauchen wahrscheinlich einen Dunst aus, welcher die Wärme der Lastthiere verdünnt und zertheilt. Denn das Eine wird vom Andern nach dem Naturgesetz bald gekräftigt, bald zerstört.

Neunte Frage:

Warum nennt Homer das Oel vorzugsweise flüssig?

1. Einmal wurde auch die Frage aufgeworfen, warum Homer, während er unter der großen Zahl von Flüssigkeiten alle andern mit ihren besonderen Prädikaten belegt und z. B. die Milch weiß, den Honig gelblich, den Wein roth nennt, nur allein dem Oel das allen

Sorten gemeinschaftlich zukommende Prädikat „flüssig" vorzugsweise beilegt. Darauf wurde bemerkt: gleichwie der Stoff der süßeste ist, welcher durchgängig süß ist, und derjenige der weißeste, welcher durchgängig weiß ist, „durchgängig" aber Dasjenige bezeichnet, welchem Nichts von einer entgegengesetzten Eigenschaft beigemischt ist, so muß man auch den Stoff vorzugsweise flüssig nennen, der keine trockene Stelle hat, und dieß ist eben beim Oel der Fall.

2. Die völlige Gleichheit aller seiner Theile wird erstlich durch seine Glätte erwiesen, da bei der Berührung jeder Theil die gleiche Empfindung erregt. Sodann bietet es den klarsten Spiegel, um sich darin zu beschauen, denn es ist nichts Rauhes an ihm, das den Widerschein unterbrechen könnte, sondern vermöge seiner Flüssigkeit prallt von jedem Punkte auch das schwächste Licht auf die Augen zurück, wie umgekehrt die Milch allein unter allen Flüssigkeiten kein Spiegelbild in sich aufnimmt, weil viel grober Stoff mit ihr vermengt ist. Sodann macht das Oel, wenn es in Bewegung gesetzt wird,*) weit weniger Geräusch als andere Flüssigkeiten, weil es ausschließlich flüssig ist, während bei den andern Flüssigkeiten, wenn sie in schnellen Fluß kommen, ihre harten und groben Bestandtheile anstoßen und aufschlagen, und mit ihrer rauhen Oberfläche Geräusch machen. Weiter erhält es sich allein unverändert und unvermischt, denn es ist ganz kompakt und hat nicht zwischen trockenen und groben Bestandtheilen leere Zwischenräume und Oeffnungen, welche fremde Zuflüsse einlassen würden; ebenso ist es in Folge der Gleichheit seiner Theile untheilbar und massiv, und wenn es schäumt, nimmt es bei seiner Feinheit und Dichtigkeit keine Luft in sich auf. Darin liegt auch der Grund, warum es dem Feuer Nahrung gibt; denn das Feuer wird durch nichts Anderes als durch Flüssigkeit genährt, die allein brennbar ist; wie ja der Dunst des Holzes in Form von Rauch abgeht, während die groben Theile zu Asche verbrannt zurückbleiben. So wird also blos das Flüssige vom Feuer verzehrt, weil es seine natürliche Nahrung ist. Das Wasser nun und der Wein und die anderen Flüssigkeiten, welche vielen Schmutz und Erdgehalt an sich

*) D. h. umgefüllt oder aus einem Gefäß in ein anderes gegossen wird.

haben, zertheilen die Flamme, wenn sie auf dieselbe fallen, und erdrücken und verlöschen sie durch ihre Härte und Schwere; das Oel dagegen, das vollständig und ausschließlich aus Flüssigkeit besteht, verwandelt sich vermöge seiner Feinheit und läßt sich ganz verbrennen.

3. Jedoch der stärkste Beweis für die Flüssigkeit des Oels liegt darin, daß das kleinste Quantum desselben sich in weiter Ausdehnung und Zerfließung verbreitet; denn weder vom Honig, noch vom Wasser und überhaupt von keiner andern Flüssigkeit kann ein so kleiner Tropfen sich in solchem Umfang erweitern, sondern vergeht und verzehrt sich schnell in Folge seiner Trockenheit; das Oel dagegen, welches nach allen Seiten dehnbar und weich ist, verbreitet sich, wenn man sich damit salbt, über den Körper und fließt, da seine Theile vermöge ihrer Flüssigkeit sich leicht bewegen, den entferntesten Stellen zu und setzt sich so fest an, daß es schwer abzuwischen ist. Ein mit Wasser benetztes Kleidungsstück trocknet leicht, aber Oelflecken herauszumachen ist keine leichte Arbeit, denn das Oel dringt am tiefsten ein, weil es am feinsten und flüssigsten ist. So ist auch gemischter Wein, wie Aristoteles bemerkt, schwerer aus den Kleidungsstücken herauszubringen, weil er in Folge seiner Verdünnung leichter in die Oeffnungen eindringt.

Zehnte Frage:

Warum wird geschlachtetes Fleisch, wenn man es an einem Feigenbaume aufhängt, schnell mürb?

Bei einem Gastmahl, das Aristion gab, erntete dessen Koch vielen Beifall, weil er überhaupt die Speisen fein und lecker zubereitet hatte, und namentlich einen eben erst dem Herakles geopferten Hahn auftischte, dessen Fleisch so zart war, wie wenn es vom vorigen Tage wäre, während es doch am gleichen Tage ganz frisch geschlachtet war. Da nun Aristion bemerkte, dieß trete schnell ein, wenn man das Fleisch gleich nach dem Schlachten an einem Feigenbaum aufhänge, so suchten wir nach dem Grunde dafür. Daß nun vom Feigenbaum ein starker und heftiger Dunst ausströmt, bezeugt schon

unser Gesicht *), und dann, was man von den Stieren erzählt, daß nämlich der wildeste Stier, wenn man ihn an einen Feigenbaum binde, ruhig werde und sich fassen lasse und überhaupt alle Wildheit verliere, wie wenn er abgestorben wäre. Den Hauptgrund dieser Wirkung nun fand man in der Schärfe, denn dieser Baum ist unter allen der saftigste, wie denn auch die Feige selbst und sein Holz und Laub **) mit Saft angefüllt ist, weßhalb auch, wenn er verbrannt wird, sein Rauch in hohem Grade beißend ist und seine Asche die beste Waschlauge liefert. Dieß Alles kommt von der Wärme her. Manche glauben auch die Milch gerinne von seinem Safte, nicht etwa dadurch daß er die ungleichförmigen Theile der Milch umwickle und zusammendrücke, und so alle glatten und runden Theile auf die Oberfläche gedrängt werden, sondern weil er durch seine Wärme den lockeren und wässerigen Theil der Flüssigkeit wegschmelze. Ein weiterer Beweis dafür, daß die Süßigkeit des Saftes unbrauchbar ist, liegt darin, daß er die Milch zum schlechtesten Getränke macht. Denn nicht das Glatte wird von dem Unebenen, sondern das Kalte und Unentwickelte wird von der Wärme ins Stocken gebracht, wozu hauptsächlich die Salze mitwirken, denn diese sind warm und wirken gegen die angebliche Umschlingung und Verbindung, da sie ihrer Natur nach wesentlich auflösend sind. Der Feigenbaum strömt also einen scharfen und beizenden Dunst aus, welcher das Fleisch des Vogels mürbe macht und beim Kochen erweicht. Dieselbe Wirkung tritt bei dem Vogel in Folge der Wärme ein, wenn man ihn in einen Haufen Waizen legt oder mit Natron in Berührung bringt; daß nämlich der Waizen Wärme enthält, beweisen die Henkelgefäße, denn wenn man sie ins Getraide hineinstellt, wird der Wein schnell aufgezehrt.

*) Statt ὄψις: Gesicht, ist wahrscheinlich zu lesen ὄσφρησις: Geruch.

**) Die überlieferte Lesart ist ἔργον: die aus demselben verfertigten Geräthe.

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.